Die
Rückkehr ins Vaterhaus.

Von

St. Nelly.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Adolf Wienbrack.
1844.

Die

Rückkehr in's Vaterhaus.

Zweiter Band.

Procop ergriff und drückte Grünbergs Hand mit biederer Herzlichkeit, als dieser, nach langem, traulichen Zwiesprach mit dem Alten, ihn versicherte, er werde, trotz aller Widersetzlichkeit des Paters, in möglichster Kürze die Reise nach dem Wohnorte Goldammers antreten, um durch Güte oder Strenge von diesem zu erpressen, was Bezug haben könne auf Helenens Geschick.

„Sie sind ein redlicher, junger Mann, Herr von Grünberg," sprach Procop, „und zu wünschen ist, daß alle Ihre Hoffnungen sich erfüllen mögen. Gewiß ist Helena ein sehr edles Wesen, dem das reinste Lebensglück schon um deßwillen zu gönnen wäre, weil ihr hohes Rechtlichkeitsgefühl sie verleiten würde, eher dem höchsten Glücke zu entsagen, als den leisesten Schritt zu thun, der Anderer Vortheil schmälern könnte."

„Aber wie denn Anderer Vortheil, Freund Procop?“ fragte Grünberg. „Sie führen mich da auf einen Punkt, der erörtert werden muß. Sagten Sie mir nicht, daß Graf Nicolaus nur einen Sohn gehabt? Und dieser, Graf Bogislaf, der letzte seines Stammes gewesen sei? Wie kämen denn Andere dazu, Helenens Erbe zu schmälern, wenn es erwiesen wird, daß sie die Tochter wirklich ist?“

„Lassen Sie uns noch ein Gläschen mitsammen trinken,“ sprach Procop, indem er seinen Stuhl näher an Grünberg rückte und eine frische Flasche entsiegelte.

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, indem er die Gläser füllte, „dieser Wein ist leicht so alt, als ein Begegniß in der Familie, das, als es sich ereignete, Schrecken, Graus und Verzweiflung verbreitete, eines zärtlichen Vaters Herz in endlosen Schmerz versenkte, und das schönste Weib ihrer Zeit, das nur zur Freude geschaffen schien, in Wahnsinn stürzte.

Man sollte von dergleichen, wenn einmal Gras darüber gewachsen ist, nicht mehr sprechen, denn oftmals rüttelt ein ungestümes Zerren daran die

Todten wach, und sie erstehen, um die Lebenden, Glücklichen zu verdrängen von ihren Plätzen, und sich selbst darauf bequem niederzulassen."

„Ich verstehe Sie nicht, Freund," sprach Grünberg. „Welche Todten meinen Sie?"

„Hm," fing Procop nach einer Pause an, „ich habe die Begebenheit in dem Tagebuche meines Vaters aufgezeichnet gefunden, der, wie mein Groß- und Urgroßvater, Kastellan in der Familie Norris war. Diese Stelle ist erblich, weßhalb wir Procope stets mehr als zu der Familie gehörend, denn als fremde Diener behandelt werden und eines erhöheten Vertrauens unserer Herren uns erfreuten. Mein Vater hatte eine wahre Leidenschaft, Alles, ja selbst das Unbedeutendste, was sich in der Familie ereignete, zu Papiere zu bringen.

Gewiß war man vor siebenzig, achtzig Jahren noch abergläubischer als jetzt, jedenfalls traumsüchtiger; denn in dem Tagebuche, welches mein Vater geführt, wimmelt es von Träumen, welche die Schloßbewohner gehabt und welche, jeder einzeln, dem guten Manne so merkwürdig dünkten, daß er die Mühe nicht scheute, sie aufzuzeichnen.

So dünkte ihm der Traum der Gräfin Isa-

bella, Mutter meines theuren Gebieters, welchen sie in der ersten Nacht gehabt, die sie auf ihres Gemahls Schlosse verbracht, vor allen bedeutungsvoll, um so mehr, als die Herrschaften selbst mehr darin fanden, als man von so klugen Personen erwarten sollte.

Wunderbar genug ist es," bemerkte Procop, „daß dieser Traum beinahe buchstäblich auch wirklich in Erfüllung ging.

Die junge Gräfin Isabella nämlich träumte sich in ein Blumenbeet verwandelt, mit unzähligen Blüthen und Knospen geschmückt, deren Gestalt zwar überaus reizend, doch nimmer mit irgend einer bekannten Blume zu vergleichen war. So entzückend dem Auge der milde Glanz erschien, der von diesen unzähligen Blüthen ausging, so verhinderte doch ein nebelartiges Wogen, das darüber hinstrich, das Einzelne klar zu erkennen, bis sich ein schlanker Rosenzweig daraus hervorhob und bald nach einander zwei üppig schwellende, frische Kospen zeigte, die lieblich, hold neben einander blühend, an Schönheit mit einander wetteiferten.

Die Gräfin, die Blumenbeet und Beschauende zu gleicher Zeit war, sah mit innigem Entzücken auf

die herrlichen Rosen, als sich plötzlich eine goldgrüne Schlange nah und näher ringelte, das spitzige Zünglein zischend nach den frischen Blüthen streckend — da senkte die eine der Knospen ihr blühendes Köpfchen. Die Schlange war verschwunden und ein schöner Schmetterling flatterte aus dem Kelche der Rose hervor, sich aufwärts schwingend, die Rose aber war todt, und welkte im Moment. Der Traum machte die Gräfin Isabella, die ohnedies zur Schwärmerei geneigt war, ernst, sinnend, endlich fast schwermüthig. Was auch der Graf that, um seine junge Gemahlin zu zerstreuen, seine zärtliche Liebe vermochte es nimmer, den Wahn in ihr zu tilgen: ihm wie ihr stehe ein großes Unglück bevor, dessen Veranlassung sie nach dem unerforschlichen Rathschluß des Himmels sein würde.

Graf Michael lernte fühlen, daß dem Aberglauben, wenn er einmal Wurzel gefaßt hatte, jedes Begegniß, welches den klugen, hellen Sinn davon ableitet, einem befangenen Geiste zur Nahrung dienen müsse.

Die Geburt zweier, kräftig blühender Söhne, welche ihm Isabella kurz nach einander gebar, beglückten sein Vaterherz und zerstreuten jeden trüben

Gedanken an die Zukunft so vollkommen, daß er weder jenes Traumes, noch sonst einer Störung seines Familienglückes jemals gedachte.

Nicht so Gräfin Isabella. Sie umfaßte ihre schönen Kinder mit unaussprechlicher Liebe, doch gleichzeitig mit unnennbarer Angst. „Ihr seid meine Rosen," sprach sie oft, die Kleinen mit heißen Thränen an ihre gramerfüllte Brust drückend. „O, daß ich Eine von Euch verlieren muß! und o! ich werde es! Die Schlange, die fürchterliche Schlange! Gott! Gott! giebt es denn kein Mittel, dies Unglück abzuwenden?" Isabellens Seelenangst, die täglich wuchs, je lieblicher die Schönheit der Kinder sich entfaltete, sann auf tausend Mittel, das Unglück, an welches sie nun einmal fest glaubte, abzuwenden.

Sie stiftete eine Capelle, ließ täglich Messen lesen für die Erhaltung ihrer Kinder, ließ allerhand symbolische Kostbarkeiten weihen, womit sie die Kleinen umhing, und kam endlich gar auf den Einfall, sich einen Rosenkranz in Gestalt der goldgrünen Schlange fertigen zu lassen, den sie in Rom weihen ließ, und dessen sie sich fortan bei ihrem Morgen- und Abendgebete bediente.

Um jene Zeit hielt sich ein berühmter Künstler in Wien auf, der aus Italien berufen war, des Kaisers Bildniß zu malen.

Graf Michael glaubte seine Gemahlin zu einer Reise nach der Kaiserstadt bereden zu müssen, unter dem Vorwande sich malen zu lassen, im Grunde aber nur, um der geliebten Selbstquälerin einige Zerstreuung zu verschaffen.

Isabella verkannte die gute Absicht ihres Gemahls. Sie bezog seinen Vorschlag, sie und die Söhne malen zu lassen, auf eine trübe Ahnung, die sich endlich auch seiner bemeistert habe — darum sank sie mit tiefem Erbleichen dem Gemahl an die Brust, und rief schmerzlich:

„Ja, sie müssen gemalt werden, Beide, ehe das Unglück über uns einbricht und den Einen erfaßt, daß seine Psyche sich der irdischen Hülle entwinde!"

„Was hätten wohl," fuhr Procop fort, „Vernunftgründe bei einem Gemüthe gefruchtet, das, wie dasjenige der Gräfin, mit unbezwingbarem Eigensinne an dem einmal erfaßten Glauben festhing? Sie glaubte sich unwürdig alles Glückes, welches der Himmel im übervollen Maaße ihr zuge-

theilt. Die beiden holden Knaben waren ihr Liebstes auf der Welt, sie galten ihr selbst höher als der heißgeliebte Gemahl, darum glaubte sie vor Allem, an dieser Stelle ihres Herzens verwundet zu werden, und darum hielt sie den Traum für einen Fingerzeig des Himmels, daß dieses Glück ihr geraubt werden würde.

„So laß uns denn die Knaben mit uns nehmen,“ sprach der Graf, den seiner Gemahlin sich stets erneuende Qual so tief betrübte. „Ich weiß kaum mehr,“ fuhr er fort, „was ich sagen oder thun soll, um Deine gewiß nutzlosen, trüben Befürchtungen zu bannen. Ich liebe die Knaben nicht weniger als Du, aber ich würde fürchten, mich lächerlich zu machen, wollte ich mich, bei ihrem blühenden Aussehen, stets mit der Möglichkeit ihres frühen Sterbens beschäftigen.“

Die Herrschaften reisten, von den Kindern begleitet, nach Wien, und jetzt lasse ich, nicht das Tagebuch meines Vaters, wohl aber die Schwester des Letztern sprechen, die als erste Kammerfrau der Gräfin die Reise mitgemacht hatte.

Der italienische Maler war ein großer, hochberühmter Künstler, dabei eigensinnig, wie die Mehr-

sten seines Faches. Wiewohl man seine Arbeiten durch ungeheure Summen erkaufen mußte, so war er sehr wählerisch bei seinen Stoffen, und deßhalb nimmer zu bewegen ein Gesicht zu malen, das ihm nicht gefiel. Der scharfe, durchdringende Blick seiner braunschwarzen Augen heftete sich nur einen Moment auf diejenige Person, welche für ihr Gesicht seine Kunst in Anspruch nehmen wollte; ein leises Kopfnicken, von einem unmerklichen Lächeln begleitet, war die bejahende Antwort, so wie er sich gewöhnlich mit der Ausrede: „Wien besitzt so viele achtbare Künstler, denen ich nicht vorgreifen möchte,“ von Anträgen befreite, die ihm unangenehm waren.

Bald hieß es, der Eigensinnige male nur die schönsten Gesichter, und es ward der Stolz der Damen, sagen zu können, er habe sie oder wolle sie malen.

Als Graf Michael mit seiner Familie vor den stolzen, wähligen Künstler trat, lächelte das sinnige Auge desselben, und weilte mit Entzücken an Isabellas hoher Schönheit und dem holden Liebreiz der engelschönen Knaben.

„Würdige Gestalten für den Pinsel des größten

Meisters," wisperte er, und sich vor der Gräfin tief verbeugend, sprach er: „Ich werde die schönste Rose mit ihren köstlichen Blüthen auf der Leinwand zu verewigen suchen."

Die reiche, lebhafte Phantasie des Künstlers befreundete sich bald mit dem schwärmerischen Sinne der Gräfin. Die sonst so Schweigsame öffnete dem, in ihre Ideen eingehenden Künstler gar bald das bedrückende Geheimniß ihrer Brust. Wiewohl es nicht ohne leises Erröthen geschah, so erzählte sie doch seinem lauschenden Ohre jenen Traum und drang darauf, mit dem Rosenzweige gemalt zu werden, dessen schönste Blüthe ersterbend ihr Haupt neige.

Wunderbar gerührt, gleichzeitig entzückt von dem Ausdrucke, welchen die Erzählung auf das Gesicht der Gräfin rief, setzte der Künstler das Gespräch so lange fort, bis es ihm gelungen war, die ergreifendste Wehmuth von der Leinwand herabsprechen zu lassen, und sie mit der hohen Schönheit des Originals zu vereinen.

„Wir sollen den Vorhang nicht gewaltsam lichten wollen," sprach er, als das Bild Isabellens vollendet und jetzt die Knaben gemalt werden soll-

ten. „Wir sollen den Vorhang nicht gewaltsam lüften wollen, den eine weise Vorsehung vor unsere Zukunft gebreitet. Auch will ich es nicht. Ihre Erzählung jedoch, gnädige Frau Gräfin, hat mir eine Idee gegeben, in welcher Stellung wir die Kleinen auf das Bild bringen könnten. Wollen Sie mir versprechen, daß Sie aus Zufälligkeiten nicht Nahrung für Ihre trüben Ahnungen saugen wollen, so gebe ich die Stellung an, und überlasse es der Eigenthümlichkeit der Knaben, sich die Rollen zu wählen.“

„Was wollen Sie thun?“ fragte Isabella leicht erbleichend, doch lächelnd.

„Sie sollen es sehen, Madame,“ antwortete der Künstler, „wenn die Knaben in die idealische Tracht gekleidet sind, in welcher Sie sie gemalt wünschen.

Weiß Ihr Herr Gemahl Ihren Vorsatz?“

„Der Graf wünscht die Kinder gemalt zu sehen,“ antwortete Isabella, „und überließ mir das Uebrige.“

Als nun die jungen Grafen in ihrer frischen Schönheit und der reizenden Kleidung, welche die

Mutter zu dem Vorhaben für sie gewählt, gefolgt von ihrem großen Lieblingshunde, in ihrer kindischen Fröhlichkeit ins Zimmer herein gesprungen kamen, öffnete der Künstler ein feines Glaskästchen, und nahm behutsam, um ihn nicht zu beschädigen, einen sehr schönen Schmetterling heraus, stellte die Knaben neben einander, befestigte den Schmetterling an einem Faden, den er zu diesem Zwecke von der Deckenlampe herabhängen ließ, bis der Schmetterling ungefähr eine Elle über ihren Häuptern schwebte, und sprach: „Jetzt prüfet Eure Geschicklichkeit, lieben Kinder, und seht, wer von Euch den schönen bunten Flatterer am ersten bekommen wird.“

Indem er dies sagte, stellte er sich vor die Leinwand, den Moment erlauschend, in welchem die natürliche Anmuth der Kleinen eine Stellung annehmen würde, die ihm gefallen und die er alsobald mit kühnen Strichen auf die Leinwand werde festbannen können Ein leiser Schrei entschwebte den Lippen der Gräfin, als Sandor, ihr Liebling, ihr Augapfel, mit zartem Finger den Schmetterling berührte, und das große, dunkle Auge nach seinem Fang gerichtet, mit kindischer Lust jubelte.

„Du fliegst hoch! Aber ich komme Dir doch nach!“

Nicolaus, der jüngere Knabe, hatte indeß sich an den Hals des zottigen Hundes geklammert, der, laut bellend, nach dem flatternden Schmetterlinge schnappte, und trachtete den Bellenden zu beschwichtigen, unbekümmert um den Fang, nach welchem der Bruder strebte. Das Bild ward vielleicht des Künstlers vollkommenstes Meisterstück. Die gemalten Knaben schienen zu leben, und in jeder ihrer Bewegungen Gefühl und Neigung deutlich auszusprechen.

„Lassen Sie uns die Deutung nicht mißverstehen, gnädigste Frau,“ sprach der Künstler, mit innerer Zufriedenheit auf sein Werk blickend, „die in diesem natürlichen Ausspruch der Knaben liegt. Sandor wird überall nach dem Höhern streben, er wird ein großer Geist, ein edler Mensch werden, und sich zu einer Stufe höchster Vollkommenheit empor schwingen. Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel! Nimmer täuscht ein Auge wie das seine die Erwartungen, die es von sich hegen läßt! Möge meine Vorhersagung Ihnen Ruhe geben!

Sandor wird des äußern Glanzes nicht bedürfen, um ein großer Mann zu werden."

Graf Michael wollte anfänglich, als er das Bild sah, unzufrieden werden, daß der helldenkende Künstler durch die Allegorie mit dem Schmetterlinge, seiner Gemahlin krankhafter Einbildungskraft in die Hände gearbeitet habe, indeß ward er nur zu bald geneigt, in die der Gräfin widerstrebende Idee des Malers einzugehen, je mehr er das Gemälde betrachtete.

Sandor war ihm noch nie so schön, noch nie so vielversprechend erschienen, als nachdem er seine Züge im Bilde studierte. „O wie ganz anders deute ich jetzt Deinen Traum, meine theure Isabella," sprach er.

„Indeß unser kleiner Nicolaus uns durch sein ruhiges Fortblühen erfreuen wird, wird Sandors Psyche ihre Schwingen mächtig regen und den kühnen Flug bis zu den höchsten Regionen nehmen. Daß sein Geist rastlos vorwärts streben werde, ist unbezweifelt, aber gerade dies muß uns mehr Freude schaffen, als bange Befürchtungen."

Isabella stand Stundenlang vor dem Bilde ih-

rer geliebten Kinder, und die Ruhe senkte sich allmählig in ihre Brust.

„Ja, Du wirst leben, mein Sandor, mein Liebling,“ sprach sie, durch Thränen lächelnd, zu dem gemalten Kinde. „Ach, ich könnte ja nimmer sein ohne Dich, der Du das Licht meiner Augen, die Seele meines Lebens bist!“

Graf Michael hatte seinen Zweck erreicht, seine Gemahlin war ruhiger und heiterer geworden. Jetzt dachte man an die Rückreise hierher, und schon standen die Wagen gepackt, als Isabella die Einladung ihres Vaters erhielt, mit ihrem Gemahle nach dem väterlichen Schlosse zu kommen, um der Vermählung ihrer jüngern Schwester mit dem Grafen Weyődy beizuwohnen, welche in acht Tagen stattfinden solle.

Der alte Banfi, Isabellens Vater, war ein reicher, prachtliebender Herr, seine Umgebung war groß und glänzend.

Vor mehrern Jahren durch den Tod seiner Gattin beraubt, deßhalb, um der Sitte willen, welche damals eine strenge Zurückgezogenheit als

erste Bedingung der Trauer nothwendig machte, für längere Zeit einem Leben hingegeben, das dem sonst heitern, fröhlichen Lebemann langweilig und unbehaglich däuchte, erstand nach dem Trauerjahre sein Haus zu doppelt erhöhtem Glanze, um so mehr, als jetzt seine älteste Tochter Isabella bereits das sechzehnte Jahr erreicht hatte und als die reizendste Wirthin seinem Hause vorzustehen ihm völlig ausgebildet genug erschien. Der alte Herr hatte Alles aufgeboten, um sein holdes, schönes Töchterchen mit der, ihrem Stande gebührenden Pracht auftreten zu lassen. Was die damalige Sitte an Glanz und Prunk nur immer einer Königstochter zuerkannte, ward bald durch die verschwenderische Güte des Vaters Isabellens Eigenthum.

Die hohe Schönheit der Jungfrau hätte dieses äußern Schmuckes nicht bedurft, um jedes Herz unwiderstehlich an sich zu fesseln, doch schmeichelte es dem Stolze des Vaters, sich selbst sagen zu können: „Meine Bella besitzt Alles, um Ansprüche an das Höchste machen zu dürfen.“

Isabellens stiller, schwärmerischer Sinn allein entsprach den kühnen Plänen nicht, welche der Vater für die Zukunft seines Kindes hegte. Sanft

und mild, wie sie war, nährte sie den Keim einer Alles umfassenden Liebe in der verschwiegenen Brust. Aus Liebe für den guten Vater gab sie sich den rauschenden Freuden hin, welche dieser, stets erneut, anordnete, doch floh sie, jeden freien Augenblick nützend, in die stillen Räume ihrer Gemächer oder in die Arme der blühenden Natur, um hier jedes prunkenden Schmuckes baar sich und ihrem stillen Sinnen zu leben.

Bald nöthigte sie ein bestimmteres Gefühl, die Einsamkeit des dunkeln Parks oder der wildromantischen Gegend, welche das Schloß ihres Vaters umgaben, aufzusuchen. Jeder einsame, ungestörte Moment führte ihrem Sinne ein Bild vor, das ihr Herz lauter schlagen, ihre Wangen höher erröthen ließen.

Isabella konnte, was ihre Brust bewegte, nur der trauten Natur, ihrer geliebten Freundin, mittheilen. Es war das heiligste, süßeste Geheimniß ihrer Blüthenjahre und durfte durch profane Rede nicht entweiht werden, darum dem sanft murmelnden Bach, dem rauschenden Wassersturze, den alten, ehrwürdigen Eichen des Waldes, wie den ziehenden Wolken über ihr lispelte sie Worte des Ge-

ständnisses zu, und glaubte in dem Murmeln der Wogen, in dem Rauschen der Aeste die Antworten zu hören, die ihr sehnsüchtiges Herz erwartete.

Isabella liebte — sie liebte den edeln, liebenswürdigen Michael Norris, und sank beglückt an das theure Vaterherz, als Bansi ihre Hand in die Hand des Geliebten legte.

Nach Isabellens Austritt aus dem väterlichen Hause hatte Katharina Bansi's zweite Tochter, die ihre Erziehung in einem Kloster erhalten, ihre Stelle eingenommen.

Katharina war vielleicht weniger schön als Isabella, ihr mangelte die reizende, holde Schüchternheit der ältern Schwester, deren Sanftmuth und Anspruchslosigkeit, der zarte, lilienweiße Teint, die rührende Güte, die aus Zügen und Bewegungen sprach. — Dafür war ihr offenbar ein höherer Geistesreichthum zu Theil geworden und eine so reizende Munterkeit, daß sie, obgleich im Aeußern nicht vergleichbar mit Isabellen, dennoch diese bei Weitem überstrahlte, und in Kurzem selbst ihren Vater zu dem Ausrufe bewog:

„Isabella ist schöner, doch Katharina tausend-

mal liebenswürdiger!" Zu den Gaben, welche dieser zweiten Tochter des Vaters Neigung im erhöhten Grade gewannen, gesellte sich noch eine Prachtliebe, die in ihren Anforderungen selbst des stolzen Vaters Ansichten übertraf. Das Reichste, Kostbarste, Herrlichste war für Katharina nie zu schön, weßhalb ihr Auftreten in der Gesellschaft dem Prunkzuge einer jungen Königin glich, um so mehr, da sie mit bewunderungswürdiger Feinheit ein fast unübersehbares Gefolge an sich zu fesseln verstand, und ihr von der ältern, wie von der jungen Männerwelt allgemein gehuldigt ward.

Nach sechs Jahren des glänzendsten Triumphes, den Katharina genossen, trat sie eines Tages ernst und feierlich vor ihrem Vater. „Du weißt es, mein theurer Vater," sprach sie, „wie die edelsten und würdigsten Männer um die Hand Deiner Tochter werben. Du dringst in mich, unter ihnen zu wählen und mich endlich zu erklären. So geschehe denn, wie Du es wünschest. Beantworte mir jedoch zuvor, mein theurer Vater, eine Frage.

Lege die Hand auf's Herz dabei," sprach sie mit einem kleinen Lächeln, „denn Du mußt die Wahrheit sagen aus tiefstem Herzen."

Banfi streichelte die dunkel erröthende Wange seines schönen Kindes und sprach:

„Rede, mein Kind! Ich werde wahr sein.“

Katharina lehnte die blühende Wange an des Vaters Brust, und sah mit den dunkeln Gluthsternen ihm von unten herauf fest in's Auge.

„Wenn Du die Vermählung Deines Kindes wünschest,“ fragte sie, „beabsichtigest Du denn mehr, ihr den gewöhnten Glanz zu sichern, oder — das Glück ihres Herzens zu gründen?“

„Beides, mein theures Kind,“ erwiderte Banfi, „auch giebt es,“ fuhr er fort, „dünkt mich unter Deinen Bewerbern Mehrere, deren Standpunkt und Eigenschaften Dir beides verbürgen.“

„Antworte mir bestimmt,“ bat Katharina schmeichelnd. „Ich möchte Deine innerste Herzensmeinung wissen.“

„Nun denn,“ sprach Banfi, mit dem Ausdruck seiner überschwenglichen Vaterliebe im Auge, indem er die Fragende zärtlich an sich drückte. „Ich möchte mein Kind lieber glücklich als blos reich sehen!“

Katharina schlang die schönen Arme um des Vaters Hals. „So nenne Peter Weyódy Deinen

Sohn," sprach sie erglühend, mit einer Thräne im Aug' — „ihn achte ich vor Allen, ihn liebe ich und von ihm erwarte ich das Glück meines Lebens."

„Peter Weyódy?" fragte sich Banfi, als er allein war. „Und ihn, den ernsten Mann, den ärmsten möchte ich hinzusetzen, aus dem Kreise ihrer Anbeter, ihn wählt das verwöhnte, nach jeder rauschenden Freude jagende Mädchen?

Weyódy ist nicht mehr jung, glänzt weder durch Schönheit noch Aufwand, den er macht. Was kann des Mädchens Herz dergestalt bestochen haben, daß sie von ihm allein das Glück ihres Lebens erwartet?"

Aber Katharina war glücklich, sie schien es unbegrenzt durch die Zusage ihres Vaters, und so neigte sich auch dessen Herz dem zukünftigen Schwiegersohne wohlwollend, gütig, liebevoll hin.

Die Anstalten zu der bevorstehenden Vermählung wurden mit verschwenderischer Pracht getroffen und Feste ersonnen und angeordnet, die den Glanz des Banfischen Hauses auf's Allerstrahlendste hervorleuchten lassen sollten.

Das ehrwürdige, alte Schloß trat durch die

gänzlich neue Einrichtung in frischer Jugendschöne hervor, und da seine weiten, hohen Säle, seine vielen Prunkgemächer dennoch kaum hinlänglich Raum zu bieten schienen für die zahllos geladenen Gäste, so ließ Banfi einen Pavillon aufführen, der seitwärts an das Schloß grenzte und in seinen weiten Räumen die aufs geschmackvollste decorirten Zimmer zeigte.

Alle Wände des wie durch Zauberei entstandenen Pallastes waren mit glänzend überfirnißter Leinwand überzogen, deren hellschimmernde Farben durch weiche Mouslindrapperien gemildert wurden. Die kostbarsten Meubles und feinsten Spiegel wurden dorthin geschafft, wo die vornehmsten der Gäste ihr Unterkommen finden sollten.

Blumen und Sträucher wechselten in bunter Farbenpracht, und schmückten die hellpolirten Treppen, die frei aus dem Erdgeschoß bis unter das runde Dach des Pavillons sich hinauf wanden. Große Thüren von Spiegelglas führten aus der untern, glänzenden Eingangshalle theils nach den innern Gemächern, theils nach dem herrlichen Garten, der an dieser Seite das Schloß begrenzte. Banfi's Augen leuchteten vor Zufriedenheit, als er

seiner Tochter Isabella, die mit Gemahl und Kindern angelangt war, das schöne Werk seiner sinnigen Angabe zeigte.

„Wie schön! o wie reizend," lispelte Isabella, die herrlichen Zimmer bewundernd. „Dieß ist ein Feenpallast, und lieblich muß es sich hier wohnen!"

„Auch sollst Du, mein trautes Kind," sprach Bansi, „mit den Deinen hier wohnen, so lange Du mir die Freude Deiner Gegenwart schenkest. Du wirst hier, entfernt von dem größern Geräusch, Deine lieben Kinder in sicherer Ruhe wissen, und Deinem Stillleben, das Dir so theuer ist, jede Stunde widmen können, welche Deine liebe Nähe in dem rauschenden Kreise nicht nothwendig bedingt."

Und Isabella durchstrich an der Hand des Gemahls die neue reizende Wohnung, und ordnete klüglich mit besorglicher Mutterliebe die am ruhigsten gelegenen Zimmer für ihre Kleinen zur Wohnung an. „Hier," sprach sie lächelnd, in ein kleines, trauliches Cabinet tretend. „Hier sollen Sandor und Nicolaus schlafen! Dies Cabinet hat nur einen Eingang durch das Zimmer, welches die beiden Wärterinnen der Kinder bewohnen werden und

ist warm und gesichert bei möglich übler Witterung, auch darf ich dann nur den kleinen Spielsaal durchschreiten, um aus meinen Zimmern zu den Kindern zu gelangen.“

„Wie Du es wünschest, Theure,“ erwiderte der Graf, „dennoch kann ich es Dir nicht leugnen, ich würde es weit lieber sehen, wenn Du die Kinder ins Erdgeschoß einquartiert hättest, sie würden dann dem Garten näher sein und leichter in's Freie gelangen, als durch die vielen Säle und Treppen hinab!“

„Aber auch mehr gestört werden,“ fiel Isabella ein, „wenn der Schwarm der Gäste sich in der untern Halle sammelt, oder bei schönen Abenden im Garten jubelnd lärmt.“

So blieb es denn bei Isabellens Anordnung, und Graf Michael hatte schon in den ersten Tagen Gelegenheit, Isabellens Vorsicht lobend anzuerkennen, da Tanz und Musik, Gesang und Lust durch alle Räume des Schlosses erschallten und die Kinder nimmer hätten Ruhe finden können, hätten sie nicht am äußersten Ende des Pavillons ihre Wohnung gehabt. Graf Michael lernte erst hier, im Hause seines Schwiegervaters, den Verlobten seiner

Schwägerin, den Grafen Peter Weyódy kennen, und bald erkannten sich die gleichgesinnten Gemüther und befreundeten sich innig und warm für die Lebenszeit.

Die Vermählungs-Feierlichkeit war vorüber, rauschende Feste waren ihr gefolgt, ein glänzender Maskenball sollte endlich das Ganze krönen, da es Weyódy trieb, seine schöne, junge Gemahlin auf seine Besitzungen heimzuführen, zu minder geräuschvollem, doch innigerm, genußreicherem Seelenleben.

Ungeheure Fuhren voll Koffer und Geräthschaften waren, um vor der Braut anzulangen, bereits von deren Vater nach Weyódys Schlosse abgesendet worden. Heute gingen die Packwagen verschiedener Gäste nach ihren Wohnungen zurück. Es stand zu erwarten, daß nach dem letzten, großen Freudentage das Schloß plötzlich leer werden würde, da auch Vater Banfi sich entschlossen hatte, einige Monate auswärts bei einem alten Jugendfreunde zu verbringen und seine Anstalten zu dieser Reise treffen ließ.

Auch Graf Norris machte sich zum Aufbruche bereit, und da er die Absicht hatte, einen Theil seiner Dienerschaft vorauszusenden, fragte er seine

Gemahlin, ob sie es nicht gerathen fände, die beiden Kinder der Obhut ihrer Wärterinnen anzuvertrauen, und sie, unter Aufsicht seines Kammerdieners schon heute abreisen zu lassen, da sie auf diese Art in kleinen Tagereisen und weit bequemer würden fahren können? Isabella umschlang ihren Gemahl. „Trenne mich nicht von den Kindern," bat sie. „Gern würde ich jetzt gleich mit ihnen reisen, hätte ich meinem Vater und Katharina nicht versprochen, dem Maskenballe beizuwohnen.

Noch gilt es kurze vier und zwanzig Stunden, dann brechen wir Alle auf, und, glaube mir, auch Du wirst ruhiger und fröhlicher sein, die Kinder in unserer unmittelbaren Nähe zu wissen, als zu fürchten, daß ihnen trotz aller Wachsamkeit der Diener etwas Beunruhigendes zustoßen könnte"

Die Dienerschaft des Grafen Norris reiste ab, die Kinder blieben für die letzte Nacht der Obhut der Kammerfrau und einer Kinderwärterin anvertraut.

„Schlafen die Kleinen?" fragte Isabella, vor den Souper auf einen Augenblick in das Vorzimmer

tretend, in welchem die ernste Kammerfrau und das Mädchen die Söhne überwachten.

„Vollkommen ruhig, gräfliche Gnaden," war die Antwort, und Isabella entfernte sich nach dem Ballsaale, der Pflicht gegen Vater und Schwester bis zum letzten Augenblick Genüge zu leisten. Ein Glanzmeer schien über der reichen, prächtigen Tafel zu wogen, und hundert und abermal hundert Kerzen strömten ihr flammendes Licht aus, um von dem blendenden Glanze, der von den Demanten und Edelsteinen der anwesenden Damen ausging, beschämt und verdunkelt zu werden.

Die sinnig gewählten Costüme erlaubten den meist überreichen Herrschaften, die an dieser Freude Theil nahmen, all' ihre Pracht zu entfalten, und verzeihlich wäre der Wahn eines eintretenden Fremden gewesen, wenn er geglaubt hätte, hier unter eine Versammlung lauter Majestäten zu treten, so herrlich, so strahlend war die Gesellschaft.

Katharina hatte die Maske einer Sklavin gewählt, wie die goldenen Fesseln, die ihre schönen Arme und die zarten Fußknöchel umspannten, andeuteten und des Vaters fürstlicher Reichthum und

seine Großmuth ihr Haupt, Brust und Gewand mit Perlen und Edelsteinen gleichsam übersäet.

So hatte Banfi die demüthig Einherschreitende dem jungen Gemahle zugeführt, dessen sonst so ernste Züge heute das seligste Entzücken strahlten.

Die schöne Sklavin nahm, als Isabella eintrat, den obersten Platz an der Tafel ein, und winkte Norris an ihre rechte Seite, da ihr Gemahl den Sitz ihr zur Linken bereits eingenommen hatte. Isabella saß dem Gemahl gegenüber, neben ihrem Vater und dem Schwager Weyödy.

Paukenwirbel und Trompetengeschmetter begleiteten jeden der Trinksprüche, die in ungezählter Menge von den Lippen der heitern Gäste ertönten, und zum größten Theile den Neuvermählten und dem freundlichen Wirthe galten.

Schon fing der häufig genossene Wein an, die Zungen mehr und mehr zu lösen, das Sprechen ging in ein lautes Summen und Surren über, das die meisten Reden unverständlich machte, als Graf Norris zufällig einen Blick nach der untern Eingangsthür richtend, ein ängstliches, verwirrtes Durcheinanderlaufen der Diener zu bemerken glaubte.

Ein am untern Ende der Tafel sitzender Neffe

Bansi, der im Hause seines Oheims während der Feste die Oberaufsicht über die Dienerschaft führte und alle Anordnungen leitete, stand auf den Wink eines Dieners schnell auf, und verließ mit diesem den Saal.

Was mag das bedeuten, wollte Norris eben fragen, als ein Edelknabe bleich und verstört hinter Bansis Sessel trat, und diesem einige Worte in's Ohr raunte.

Bansi ließ erschreckt die mit dem vollen Becher erhobene Hand sinken. „Wo?" fragte er erbleichend.

Norris glaubte zu verstehen, daß der Edelknabe das leise Wort: „Pavillon" ausspreche, und kaum ahnend, was geschehen sein könne, sprang er von seinem Sitze auf und stürzte zum Saal hinaus.

Im nächsten Augenblick riefen mehr denn zwanzig Stimmen: „Feuer!" Und Brandgeruch zog durch die offenen Thüren und graue Rauchwolken wirbelten ihm nach.

Erbleicht, zitternd, zum Tode erschreckt, stürzten die Gäste ordnungslos durcheinander. Jammernd und wehklagend die Frauen, indeß die Männer Alle dem Ausgang zudrängten, um zu erkunden,

wo die Gefahr am größten und wie sie zu dämpfen sei.

Die Momente der Angst waren entsetzlich — die Verwirrung der Gesellschaft nicht minder. Keiner wußte, wo es brenne und wohin sich wenden, um sich nicht der Gefahr in die Arme zu stürzen. —

Mütter umschlangen ihre Töchter, Väter ihre Kinder, Männer die Frauen — Alles drängte den Ausgängen zu, indem Alle das Feuer hinter sich wähnten.

„Zurück!“ rief ein stämmiger, kolossaler Türke, quer vor die Thür tretend und seinen reich geschmückten Turban vom Haupte schleudernd, das von Schreck und Anstrengung glühte. „Zurück! Vor Allem die Frauen. Der Saal giebt Sicherheit. Hierher Alles, was Leben hat!

Der Pavillon allein steht in Flammen! Zum Glück athmet dort keine Seele mehr, und alle Vorkehrungen sind getroffen, daß das Feuer nicht weiter um sich greife!“

Da drang ein einziger, kurzer Schrei durch die Menge — aber er war so gräßlich, so markerschütternd, daß er jedes Herz durchbebte und eine augenblickliche Todtenstille hervorbrachte.

Isabellens Lippen war er entschwebt, die, erdrückt von der furchtbarsten Ahnung, erstarrt wie eine bleiche Marmorstatue, einige Momente ohne zu athmen dastand, dann mit dem Ausrufe: „Meine Kinder!“ vorwärts stürzte, und den Ausgang erreichend, bewußtlos zu Boden sank.

Eine erbarmende Gottheit hatte ihren Sinn mit einer tiefen, doch wohlthätigen Ohnmacht umnachtet. In ihrem bewußtlosen Zustande ahnte sie nichts von Qual, Angst und Bekümmerniß.

Doch, welche Feder vermöchte es, den rasenden Schmerz des armen Vaters zu schildern, der, als er auf den Corridor trat, welcher den Pavillon mit dem Schlosse verband, das ganze Gebäude in Flammen stehend erblickte, in welchem seine Kinder, seine hochgeliebten Söhne friedlich schlummerten.

Schon hatten rüstige Hände einen Theil des Corridors abgebrochen um das Feuer abzuhalten, dem Schlosse sich zu nähern, Norris mußte zurückkehren, die Treppe hinab eilen, um den Eingang durch die große Halle zu gewinnen. Sein ganzes Wesen war ein Durst nach Rettung seiner Kinder — alle Sinne strebten nach dieser Richtung —

er hörte, er sah, er fühlte für sich keine Gefahr, es trieb ihn vorwärts wie ein Geist, mit todtbleichen Wangen und starrem Auge stürzte er sich mitten in die gräßliche Flamme.

Glut und Rauch drängten jeden sich Nahenden zurück. Die stürzenden brennenden Balken des aus Holz aufgeführten Pallastes drohten Jedem den Tod — die Flamme, gierig an dem Firniß leckend, verschlang, was sie erfaßte, im Augenblick — Dennoch wagte es der verzweifelnde Vater, nachdem er wiederholt einen Anlauf genommen und von dem schwarz und dick hervorquellenden Dampfe zurückgedrängt worden war, jeder Gefahr trotzend, sich durch die Flamme zu winden.

„Norris,“ rief der Türke, des Grafen Vorschreiten besonnen wehrend, „die Kinder sind gerettet. Bei dem Allmächtigen schwöre ich es! ich sah den ältesten auf Weyódys Arm, als ich mich, mit der Localität besser bekannt, durch die kleine Pforte nach den brennenden Zimmern drängte.

Weyódy war so glücklich den ältesten zu retten, und die Kammerfrau folgte ihm auf dem Fuße nach, mit dem jüngsten Knaben auf dem Arme.

Laß uns Gott preisen, daß kein Menschen-

leben verloren ging und eile, Deine Gemahlin zu trösten, auf daß der Schreck ihr nicht schade!"

Der sonst so starke Norris glich, durch Vaterangst und Schrecken aufs tiefste erschüttert, einem schwachen, willenlosen Kinde, da er vernahm, die Gefahr sei schonend vorüber gegangen an den geliebten Häuptern seiner Kinder. Große Thränen rollten seine Wange herab, indeß er sich, gestützt von der Freunde Armen, zurück nach dem Saale leiten ließ.

Ach, die Zeit des entsetzlichen Schmerzes war für ihn noch nicht vorüber. — Der Leidenskelch, den ihm das grausame Schicksal mit bitterem Wermuth gefüllt, hatte erst seine Lippen berührt, und er war bestimmt, ihn ganz zu leeren, bis zur letzten, bittersten Hefe!

Der grause, fürchterliche Brand war nur die Einleitung gewesen zu einer Trauer, die sich durch sein ganzes, übriges Leben fortspinnen sollte.

Den kleinen Nicolaus hatte die Kammerfrau gerettet. Sandor fehlte — und auch die Kinderwärterin kam nicht mehr zum Vorschein.

Isabellens Pflege, die aus einer Ohnmacht in die andere verfiel und aus den unzusammenhän-

genden Reden fürchten ließ, ihr Geist habe durch dieß entsetzliche Ereigniß gelitten, ihre Pflege übernahmen Banfi und Katharina — indeß Weyódy dem armen Norris beistand, die Ueberreste seines Lieblings aus Schutt und Trümmern heraus zu suchen — denn, ach, es war ja nur zu gewiß, das schöne, so unaussprechlich geliebte Kind, war ein Opfer der gierigen Flammen geworden.

Weyódy, den Alle als den Retter Sandor's priesen, da jener Türke behauptete, ihn selbst mit dem Kinde gesehen zu haben, bewies zwar durch sein versengtes Bart- und Haupthaar, daß er nicht ohne Thätigkeit geblieben war, aber er gestand, man müsse ihn nothwendig verkannt haben, da er in seinem kühnsten Vordringen kaum bis zur Treppe habe gelangen können, indem der Ruf von dem Brande erst in den Saal gelangt sei, wie schon das ganze Gebäude in hellen Flammen gestanden.

Die Kammerfrau sagte, daß sie und die Kinderfrau gleichzeitig beide Kinder erfaßt haben, daß aber ihr Schreck so groß und überwältigend gewesen, daß sie nimmer anzugeben wisse, wie sie aus dem brennenden Zimmer, durch die ihr von allen Seiten entgegenschlagende Flamme gelangt; daß sie

sich zu erinnern glaube, eine männliche Gestalt wirklich gesehen zu haben, welche der Kinderfrau den Knaben entreissend, dieser zugerufen habe:

„Rette Dich selbst! ich bin stärker, und trage das Kind!“

Ob dieß aber Graf Weyódy gewesen? Ob dieß überhaupt geschehen, oder ihr im Schrecke nur so vorgekommen sei, wisse sie nicht bestimmt.

„Zürnt mir nicht, gnädigster Herr,“ fuhr sie fort, „daß ich jenen Mann nicht zu nennen, auch seinen Anzug nicht näher zu bezeichnen weiß.

Schreck und Angst waren zu groß und hatten meinen Sinn dermaßen verwirrt, daß ich nicht einmal weiß, wie der kleine Nicolaus in meine Arme und ich mit ihm aus der Glut gekommen bin.“

„Es ist umsonst,“ stöhnte Norris mit der Stimme des tiefsten Schmerzes, als die Tage der allerbängsten Erwartung vorüber und Schutt und Trümmer, welche der Brand hinterlassen, weggeräumt worden waren. „Es ist umsonst, die Ueberreste meines theuern Kindes vermag ich nimmer hier heraus zu finden.“

Er blickte bei diesen Worten starren Auges auf die verkohlten Menschengebeine, die man aufge-

funden, und in ein Häufchen zusammen getragen hatte.

Wir wenden uns von diesem Schauplatze, der dazu bestimmt schien, dem sichern, glücklichen, im Ueberfluß schwelgenden Menschen zu zeigen: daß Lust und Schmerz, Glück und Mißgeschick, Freude und Trauer sich überall die Hände reichen und es oft nur eines kurzen Momentes bedarf, um von dem Gipfel irdischer Größe in den Abgrund des bittersten Weh's zu versinken.

Isabella war seit jenem Begegniß in einen stillen Wahnsinn verfallen und dem Grafen Michael wollte sein ganzes Leben hindurch kein Lächeln mehr gelingen.

Beide hatten einen großen, unersetzlichen Verlust erlitten.

Sandor war beider Eltern Liebling! doch, wäre er auch ein minder geliebtes Kind gewesen, sein Tod, sein gewiß martervoller, gräßlicher Tod mußte ihm die erste Stelle in dem Herzen der gefühlvollen Eltern unbestritten einräumen.

Den kleinen Nicolaus hatte das Ereigniß in

zu früher Jugend getroffen, er zählte kaum drei Jahre, als daß er sich lange darüber hätte grämen sollen, um so mehr, da kein Mensch es wagte, nur entfernt darauf anzuspielen, aus Furcht den tiefen Schmerz der angebeteten Herrschaften neue Nahrung zu geben, dagegen Alles hervorgesucht ward, den natürlichen Frohsinn des Knaben zu erhöhen, der jetzt seiner Eltern einziger Trost, wie ihre einzige Freude war. So schwanden die Jahre, Graf Nicolaus wuchs heran, er ward Jüngling, ward Mann und in seinem zwanzigsten Jahre unumschränkter Herr der reichen Besitzungen, da Gräfin Isabella schon früher und endlich auch Graf Michael dem tiefen Grame unterlegen, gestorben waren.

Graf Nicolaus vermählte sich ein Jahr nachher — Ach, er betete seine junge, schöne Gemahlin an, doch schien es, als sollten alle von dem Geschlechte der Norris in ihrer schönsten Blüthe durch den unerbittlichen Tod hinweggerafft werden, seit jenem unglückseligen Ereignisse auf des Grafen Banfi Schlosse.

Die schönste, edelste, liebenswürdigste ihres Geschlechts, die Gräfin Therese Norris starb, als ihr Sohn Bogislaf das Licht der Welt erblickte.

Den tiefen Schmerz des Vaters zu schonen, der sein Kind als die Veranlassung zu dem frühen Tode der geliebten Gattin betrachtete und deßhalb nie sehen konnte, ohne den Schmerz sich erneuend zu fühlen, ward der Knabe sorglich entfernt gehalten, und erst dem Vater wiedergegeben, als sein Gemüth eine Richtung genommen hatte, die nichts weniger als geeignet war, seines Vaters Schmerz zu mildern. Die unbesonnene, so ganz allen Plänen und Beschlüssen entgegenstrebende Vermählung Bogislafs mit Zdenka, wodurch eine der edelsten Familien so tief beleidigt ward, erzeugte einen unbesiegbaren Widerwillen in dem sonst so gütigem Herzen des Vaters und veranlaßten ihn, gleichsam um seinem beleidigten Freunde und dessen Tochter Genugthuung zu geben, den Schwur abzulegen, weder seinen ungerathenen Sohn noch dessen Gemahlin jemals zu sehen.

Vielleicht würden dennoch Zeit und Nachdenken seinem gefaßten Entschluß die Ausführung unmöglich gemacht haben; denn, was wäre auf Erden wohl versöhnlicher, als das Elternherz? wenn nicht andere, gewichtige Gründe den Grafen bestimmt hätten, ein Testament niederzulegen, das sei-

nen Sohn fest und bestimmt auf den Besitz einer Herrschaft beschränkte, welche durch die Vermählung mit Therese, Gemahlin des Grafen Nicolaus, an die Familie gekommen war.

Graf Nicolaus verkehrte in der letzten Zeit seines Lebens mehr und öfterer mit seinem Freunde Weyódy, Sohn der Katharina Banfi, als je zuvor. Die beiden Freunde unternahmen selbst eine Reise nach Wien, um demjenigen, was sie so ernst beschäftigte, die Bestätigung des Kaisers zu erbitten, und erst, als das Testament des Grafen Nicolaus als unumstößlich für alle Zeiten betrachtet werden konnte, legte mein theurer Gebieter sein müdes Haupt zur Ruhe und bat:

„Vollbringe, mein guter Weyódy, was ich nicht mehr selbst thun kann! Ich fühle meine Kraft gebrochen, und den Tod mir nahen! Du kanntest mein Herz! Darum wirst Du, wenn es der Rechtfertigung bedarf, sie für mich übernehmen und meiner Worte gedenken: daß ich freudig Alles hingegeben haben würde, um den erhebenden Trost zu fühlen, überall das Rechte gethan zu haben.“

„Mein edler Gebieter starb,“ sprach Procop. „Graf Weyódy ward Administrator der reichen

Herrschaften — früher war er schon aus eigenem, menschenfreundlichem Antriebe, Vormund der Comtesse Helena geworden, er erfüllte ihren Wunsch und gestattete ihr mit Madame St. Clair hier zu leben. — Der Gräfin wiederholtes Anherokommen ist ihm nicht angenehm, doch duldet er es, aus Schonung gegen die Mutter der Braut seines Sohnes.

Jetzt wissen Sie Alles, Herr von Grünberg!"

„Mit Nichten, Freund," fiel der junge Mann ein. „Sie sagten mir noch lange nicht Alles. Was bestimmte den Grafen, außer dem Zorn, den er auf seinen Sohn geworfen, zu diesem Testamente, das, weil es ein ungewöhnliches ist, der Bestätigung des Kaisers selbst bedurfte? Und was deuten die Worte, die Sie schon früher, bei einer andern Gelegenheit aussprachen und die auf unrechtmäßigen Besitz anspielen?"

Procop räusperte sich, um die Verlegenheit, in welche ihn des jungen Mannes dringliche Fragen versetzten, zu verbergen.

„Ich meine," sprach er endlich, „es wäre besser, Herr von Grünberg, Sie ließen sich dieß Alles von dem Grafen Weyódy erklären. Weiß ich

doch nicht, ob er es billigen würde, daß ich über Dinge so ausführlich spreche, die ihm zuerst, und zwar mit ausgedehnter Vollmacht, ihm allein übergeben wurden.“

„Wohlan,“ erwiderte Grünberg, „ich will nicht unbescheiden in Sie dringen, sobald Sie mir sagen, daß dasjenige, was Sie wissen, außer Verbindung steht mit dem Schicksale Helenens.“

„Sie müssen mich nicht durch dergleichen Fragen verwirren,“ antwortete Procop. „Ich meine, Ihnen schon gesagt zu haben, daß Graf Weyödy der Comtesse den hiesigen Aufenthalt gestattet habe, weil er näher hierbei wohnt, als dem Landhause, welches sie früher bewohnte, und daß er auch der Frau Gräfin Anwesenheit duldet, weil der edle Mann die jedenfalls beklagenswerthe Dame vor den Verfolgungen ihrer Feinde gesichert sehen und durch die Erlaubniß, das Stammschloß der Grafen Norris zu bewohnen, gleichsam das Rechtmäßige ihrer Ehe vor der Welt zu sanctioniren beabsichtigte.

Niemanden kann es in den Sinn kommen zu glauben, daß die Eine wie die Andere mehr als Gast ist in diesem Schlosse.

Die Einkünfte von ihres Gemahls Gütern

fließen der Gräfin zu und reichen vollkommen hin, sie standesmäßig zu erhalten.

Unter Weyódy's Controle steht hier Alles. Und weder Cyrillus Macht, noch Innocenzia's List vermögen es den Cerberus zu verdrängen, den der Graf hierher postirt, um die reichen Schätze zu hüten."

„Und der durch seine Rechtlichkeit des Grafen Vertrauen vollkommen rechtfertiget," sprach Grünberg, Procop's Hand drückend.

„Doch glaube ich kaum, daß ein Verbot des Grafen dem klugen, geprüften Diener nicht gestatten sollte **b** zu sagen, nachdem er, gewiß nicht ohne Vorbedacht, **a** gesagt hat.

Ich denke, wo es gilt etwas Geheimes zu ergründen, sollte ein Freund nicht anstoßen, sich dem Freunde zu vertrauen, indem es eine unumstößliche Wahrheit ist, daß vier Augen mehr sehen denn zwei."

„Und ein eifriger Rechtsgelehrter," fiel Procop lächelnd ein, „eher einen Anhalt findet, als ein unwissender, alter Mann, wie ich bin, der vom Rechte nur versteht, was die Natur in seine Brust gepflanzt. So sei es denn. Hören Sie:"

„Eines Abends, Graf Nicolaus wollte sich eben zur Ruhe begeben, trat ein Diener in des Herrn Gemach, um ihm zu melden, daß ein Mönch aus dem nahen Kloster angelangt sei und dringend bitte, vorgelassen zu werden, indem er dem Grafen nothwendig noch heut eine Mittheilung zu machen habe.

Der Graf ließ den Bittenden vor sich kommen und schellte einige Minuten später, um den Befehl zu ertheilen, daß sofort ein Wagen vorfahren solle.

Ohne andere Begleitung als derjenigen des Mönch's fuhr der Graf in die dunkle Nacht hinaus, kein Mensch erfuhr wohin.

Erst gegen Morgen," fuhr Procop fort, „kehrte der Herr, jedoch ohne den Mönch ins Schloß zurück. Seine Wange war bleich, sein ganzes Wesen schien tief ergriffen, es war nicht zu verkennen, der theure Herr hatte geweint, und sanfter als jemals zuvor klang seine Stimme, als er der ihr umstehenden Dienerschaft den Befehl ertheilte, ihn allein zu lassen und ungestört, bis er Jemanden klingeln würde. Endlich, in den spätern Nachmittagsstunden ließ der Graf mich rufen.

Ich traf ihn im Cabinet seiner verstorbenen Mutter, vor den Bildern seiner Eltern, mit nassem

Auge in eine wehmüthige Betrachtung derselben vertieft.

„Procop,“ sprach er nach einer langen Pause, sich nach mir wendend, der ich schon lange hinter ihm gestanden hatte, ohne es zu wagen, die Stille durch eine Bewegung zu unterbrechen. —

Ach, Herr von Grünberg, Sie wissen es nicht, wie treue Diener nimmer eigene Gefühle aus sich selbst ziehen und stets nur ein Nachklang sind der Empfindungen ihrer angebeteten Gebieter! Sonst würden Sie wissen, wie es möglich ward, daß ich wohl eine Stunde lang hinter dem Grafen stand, ohne mich zu regen, ohne Etwas erfahren zu haben und dennoch bereits seinen Schmerz ehrfurchtsvoll zu den meinen gemacht hatte.

Der Graf wandte sich endlich, wie gesagt, nach mir herum.

„Procop,“ sprach er, „ich weiß, Du bist mir ein treuer Diener und nimmst warmen Antheil an Allem, was mich trifft.“

Procop griff bei diesen Worten nach seinem Glase und suchte die tiefe Rührung, welche ihn bei der Erinnerung überwältigen zu wollen schien, durch einen herzhaften Schluck niederzukämpfen.

„Du bist mir lieb vor Allen," fuhr er, mit leise bebender Stimme, nach einer Weile, in seiner Erzählung fort. „So magst Du hören, was sich in der vergangenen Nacht zugetragen und mich aufs Allertiefste erschüttert hat.

Die Tagebücher, welche Dein Vater so gewissenhaft geführt," sprach der Graf, nachdem er im Sopha Platz genommen und mir gnädig gewinkt hatte, mich ihm gegenüber auf ein Tabouret zu setzen, „die Tagebücher werden Dich, auch wenn Du Dich selbst dessen nicht mehr genau erinnern solltest, mit einem Begegniß bekannt gemacht haben, das den Frieden und das Glück meiner armen Eltern für immer untergrub.

Du kennst ja das schöne Denkmal aus weißem Marmor, inmitten der tausend knospenden Rosen, welches mein Vater seinem geliebten Sohne Sandor setzen ließ, der auf des Großvaters Schlosse so jämmerlich beim Brande um's Leben gekommen sein sollte.

Laß es Dein erstes Geschäft sein, Freund, einen Freudentempel daneben bauen zu lassen — oder — doch ein Trauerdenkmal, denn Sandor, mein theurer Bruder starb nicht, er ward dem Tode entrissen!"

„Wie?“ rief ich aufspringend, „gnädigster Herr! Mein Gott, was ist das? Wie kommen Ihnen jetzt, jetzt eben solche Gedanken?

Ich gestehe,“ fuhr Procop fort, „mich erfaßte ein Zittern.

Die ungewöhnliche Blässe in meines Herrn Zügen, die große Aufregung, die sichtbar aus seinen Augen blitzte, endlich der Gedanke, daß seine Mutter so lange im Wahnsinne gelebt, ließen mich im ersten Moment fürchten, der Graf könne in denselben unseligen Zustand verfallen. — Allein der gütige Herr winkte mir freundlich, mich zu setzen und ruhig anzuhören, was er mir ferner zu sagen habe.“

„Sandor starb damals nicht,“ fing er wieder an, er ward gerettet; oder vielmehr,“ verbesserte sich der Graf, „der Pavillon ward von einer verruchten Hand in Brand gesteckt, um einem niedrigen, verworfenen Menschen die Rachepläne ausführbar zu machen, die sein tückisches Herz schon lange gesponnen.

Höre ruhig mit an, was ein sterbender Greis in vergangener Nacht mir vertraut, und dann laß uns sinnen, welchen Weg wir gehen müssen, um

über Sandor's ferneres Leben und seinen Aufenthalt, das Nähere zu erfahren."

„So gebe ich Ihnen denn, Herr von Grünberg, die ganze Geschichte, wie sie schriftlich von dem Sterbenden in des Grafen Hände niedergelegt ward," sprach Procop. Wir aber nehmen uns die Freiheit, den schriftlichen Bericht bei Seite zu legen und dem Leser das Begegniß zu erzählen, da wir es jedenfalls ausführlicher kennen, als es der Sterbende gekannt.

Zur Zeit, als Isabella noch auf ihres Vaters Schlosse, eine herrliche, stolze Jungfrau lebte, befand sich der Abkömmling einer alten, ungarischen Familie als Mündel des Grafen Banfi daselbst.

Czabor war eine Waise, er war arm, deßhalb hatte ihn der edle Banfi in sein Haus aufgenommen und ihn aufs sorgfältigste unterrichten lassen. Jetzt, als zwanzigjähriger Jüngling, genoß Czabor in mancher Hinsicht des Grafen vorzügliche Gunst.

Er war erfinderisch in mancherlei Lustbarkeiten, einschmeichelnd und gefügig in seinem Benehmen, dabei unternehmend und kühn, so daß der Graf

Banfi wohl oft im Scherze zu sagen pflegte: Wenn mir der Himmel einen Sohn geschenkt hätte, würde ich ihm Czabor's Eigenschaften wünschen! Der Junge ist mit allen Tugenden verwandt, die den Mann liebenswürdig machen.

Wohl waren die meisten aus Banfi's Umgebung ganz verschiedener Meinung über den Jüngling, doch wagte es Keiner, dem Gebieter zu widersprechen, immer hoffend, der Zeitpunkt werde schon kommen, in welchem der stolze, tückische Heuchler die Maske lüften und den arglosen Grafen sein eigentliches, abschreckendes Bild zu erkennen geben würde.

Allein Czabor war ein zu feiner Betrüger. Er wußte jede Rolle meisterhaft durchzuführen und mit großer Gewandheit den gegenwärtigen Umständen anzupassen. Nimmer vermochte ihn etwas in Verlegenheit zu bringen, gewandt wie ein Aal, wußte er jedem Verdacht, der auf ihn geworfen werden könnte, zu entschlüpfen und wenn er mit raffinirter Bosheit eine Verwirrung eingeleitet, aus welcher sich niemand herauszufinden vermochte, stand er allein, die Unschuld eines harmlosen Kindes in seinen Zügen und fragte:

„Aber wie kam nur dieß? Wer in der Welt, kann die Veranlassung geben zu solchen Wirrwarr?"

Mehrere der redlichsten, treusten Diener Bansi's wurden durch seine Intriguen dem Gebieter verdächtigt und mußten den Dienst verlassen.

Czabor hatte durch seinen überlegenen Geist bald das Schicksal Aller in Händen und spielte damit, wie Uebermuth und böser Wille es ihm eingaben.

Sicher des Grafen Gunst, sich seiner edeln, uralten Abkunft bewußt, täglich die reizendste Jungfrau vor Augen, formte er tief in seinem Innern die kühnsten, stolzesten Pläne und gründete sie auf die zärtliche Liebe Bansi's für sein Kind.

So erstand in seiner Brust eine so tiefe, glühende Leidenschaft für die schöne Isabella, daß sie nur zu bald sein ganzes Wesen überwältigte und ihn zum Sklaven ihrer Blicke und Bewegungen machte. Wie ihr Schatten, folgte Czabor den Schritten der holden Jungfrau, und wie sorglich er bemüht war, den wahren Zustand seines Innern vor Allem dem Auge des Grafen zu verbergen, um so mächtiger flammte die Leidenschaft in ihm auf und zwang ihn, ihr den nächtlichen Schlaf sowohl,

als jeden Augenblick ungestörten Nachdenkens zu widmen. Isabella ahnte die wahnsinnige Leidenschaft des ihr ganz unbedeutenden Jünglings nicht, dennoch trieb sie ihr gutes Herz, dem bleichen, leidenden Aussehen desselben einige theilnehmende Blicke zu schenken, welche der Unsinnige einer erwachenden Gegenliebe zuschrieb.

Da saß der Unglückliche, finsterem Brüten hingegeben, im höchsten Gipfel einer Linde, die er erklommen, und richtete durch die finstere Nacht die glühenden Blicke nach dem Fenster, hinter welchem die zarte, ahnungslose Jungfrau schlummerte und süß träumte.

Tief holte er den Athem herauf aus der schwer bedrückten Brust. Seine Lippen preßten sich fest aneinander, indem die Falten eines bittern Grimmes sich auf seine Stirn lagerten.

„Sie schläft," murmelte er für sich, „sie kann ruhig schlafen, indeß die grausamsten Martern mein Auge offen erhalten und meine Brust zerfleischen! Ahnt sie meine Liebe und war es ein gleiches Gefühl, was ihre Wangen mit höherer Glut übergoß, als ich, überwältigt von Leidenschaft zu

ihren Füßen sank und den Saum ihres Kleides an meine brennenden Lippen drückte?

Gegenliebe?" sprach er gleich nachher mit einem schauderhaften Lachen. „Wandte sie ihr stolzes Auge nicht von mir, und leuchtete nicht Verachtung aus dem schnellen Blicke hervor?

Tod und Teufel," rief er, sich umschauend. „Wer spricht hier, wer wagt es von Verachtung zu sprechen? Bin ich nicht ein Czabor? Und bin ich etwa der stolzen Gräfin von Geburt nicht gleich? Wie! und ich sollte nicht hoffen können, ein schwaches Mädchenherz zu rühren? Gelang es mir nicht bereits, des Vaters ganze Liebe mir zu erringen?

O Geduld, Du schöne, stolze Schläferin — Nicht immer soll Dein Schlummer so sorglos sein! Du mußt, Du sollst mich lieben und alle Qualen der Leidenschaft kennen lernen! Auch ich kann stolz sein und — kalt scheinen."

Wie tief und höher auch immer Czabors Pläne entworfen sein mochten, er sollte sich der Ausführung derselben nicht erfreuen. Wahrscheinlich hatte der Wahnsinnige es gewagt, der Gräfin seine Leidenschaft zu gestehen. Isabella erbat sich, ohne die

Veranlassung näher zu beleuchten, die schleunige Entfernung Czabor's von ihrem Vater.

Vanfi begnügte sich, den Wunsch seines geliebten Kindes zu kennen, und Czabor ward, mit einem Schreiben des Grafen, an dessen Bruder, den General Vanfi gesendet, mit der Bitte, dem Jünglinge, dessen Vormund er sei, ein Offizierspatent in der kaiserlichen Armee zu erwirken, ihn jedes Falles nicht mehr zu ihm zurückkehren zu lassen.

Czabor schäumte vor Wuth, als der General, nachdem er die Briefe gelesen, ihn mit einem gnädigen Kopfnicken betrachtete und ihm sagte:

„Sie mögen sich bei dem Hauptmann K — melden. Es ist eine Unterlieutenantsstelle offen, ich hoffe meines Bruders Wunsch Gnüge leisten und dieselbe Ihnen zuwenden zu können.“

„Wie, Herr General,“ sprach er, „und ward ich nicht hierher gesendet, um Ew. Excellenz Antwortschreiben dem Grafen Vanfi zurückzubringen?“

„Es bedarf keiner Antwort,“ versetzte der General, „da mein Bruder, wie er schreibt, nach dem Wunsche seiner Tochter Sie mir schickt, um Sie in eine Uniform zu stecken, auf daß Sie Subordination lernen und erkennen mögen, Sie seien

noch zu unreif, um die Rolle eines Mannes zu spielen."

„Also Isabella," murmelte er für sich. „Also sie ist es, die mich in ihrem stolzen Uebermuthe hierher verbannt, weil ich ihr zu unreif vorkomme, um menschlich zu fühlen?"

Trotz seiner maßlosen Empfindlichkeit und dem Grimm, den der Gedanke in ihm aufregte, sich so entschieden abgefertigt zu sehen, eröffnete sich ihm doch keine Möglichkeit, den Beschlüssen des Grafen zuwider zu handeln, er mußte Soldat werden.

Es giebt Gemüther, die mit unbeugsamem Eigensinne an den leidenschaftlichen Regungen ihrer Herzen festhalten. Nicht weil die Liebe, die sie erfaßt, göttlichen, mithin ewigen Ursprungs ist, unreine Herzen vermögen eine solche Liebe nicht zu empfinden, sondern weil sie ihren Stolz beleidigt wähnen, dadurch, daß ein Gefühl, das sie ihrem Lebensglück angemessen finden, anderer Augen unbedeutend erscheinen könne.

Czabor hatte eine zu hohe Meinung von sich, als daß er jemals den Abstand, der zwischen seinen und Isabellens Verhältnissen obwaltete, hätte richtig ermessen können oder nur ermessen wollen. Un-

aufhörlich grübelte er stets erneut über dem Gedanken, sie dennoch für sich zu gewinnen, und so groß war seine Verblendung, daß er, kaum daß der Degen an seiner Seite hing, auf die Idee gerieth:

Banfi habe ihn aus keiner andern Absicht zum Militair gebracht, als um ihm die Bahn des Ruhmes zu eröffnen, auf welcher es ihm eher gelingen müsse, sein stolzes Ziel zu erreichen.

Beseelt und neu belebt durch diesen Gedanken, setzte sich Czabor, um einen Brief an seinen ehemaligen Vormund zu schreiben, der von warmer Dankbarkeit gegen die ihm bewiesene väterliche Güte und glühender Ergebenheit in jeden seiner ferneren Winke voll war.

Banfi's edles Herz ward durch dieses Schreiben aufs innigste gerührt. Er hatte den jungen Mann gleichsam mit Härte aus dem Hause entfernt, allein, weil es, wie er nicht anders wußte, einer Laune seiner Tochter gefallen hatte, ihn nicht mehr sehen zu wollen — und dieser Verwiesene, anstatt ihm zu zürnen, dankte ihm und hing ihm treuer an als je zuvor. Banfi beantwortete dies Schreiben durch einige Zeilen, und fügte seinem Briefe auf die zarteste Weise ein großmüthiges Geschenk bei, das

dem Jünglinge jedenfalls beweisen mußte, er hege keinen Groll gegen ihn, und freue sich seiner frohen Hoffnungen für die Zukunft. Ja er schloß den Brief mit der Versicherung, daß es ihn aufrichtig freuen werde, ihn in einem erworbenen höhern Grade wiederzusehen.

Czabor jubelte. „Sie wird mein!“ rief es in ihm. „Es ist ja offenbar, der Vater selbst muntert meine Hoffnungen auf.“

Wie ein Blitz aus heiterm Himmelsblau traf ihn bald nachher die Nachricht, die der General selbst ihm mittheilte:

„„Isabella Banfi sei dem Grafen Michael Norris vermählt worden.““

Erstarrt stand Czabor, unvermögend, eine einzige Silbe hervorzubringen, indeß ein Lächeln sich um seine Lippen legte, so höhnisch und grausig, daß selbst der General, weit entfernt ein großer Menschenkenner zu sein, vor dunkler Ahnung zurückbebte und die erste Gelegenheit ergriff, den unheimlichen Czabor aus seiner Nähe zu entfernen.

Allein, auf seinem Zimmer angelangt, bemächtigte sich solch eine rasende Wuth des jungen Mannes, daß er, nachdem er rechts und links Alles um

sich her zertrümmert hatte; beinahe heulend in einen Sessel sank, sich selbst, den Grafen Norris, Banfi und Isabellen verwünschend.

Seine Hoffnungen waren erloschen — seine Liebe todt. Kalt trug er sie, nachdem der erste, fürchterliche Paroxismus vorüber war, zu Grabe — In seines Herzens innerster Tiefe erstand ein anderes Gefühl. — Die Liebe ward durch den glühendsten Haß verdrängt, und die Rache, finstere, blutige, grausame Rachegedanken schwangen sich aus seiner Brust herauf.

Czabor hob seine Rechte hoch empor. „Hört mich, Ihr Geister der Finsterniß,“ rief er. „Ihr Schatten ertödteter Hoffnungen hört meinen Schwur: Nimmer sollen Freude und Ruhe in dieß Herz einkehren, bis ich mich gerächt! Und nimmer diese Hand ruhen, bis sie den letzten Schimmer von Glück aus dem Leben Isabellens und ihres Gatten bis auf die Wurzel ertödtet. Jeder Tropfen meines Blutes verwandle sich in unauslöschlichen Haß und jeder Gedanke meines Hirns gehöre der Rache.“

Czabor war ein Mann geworden nach diesem Schwur. Wir könnten sagen ein Greis — denn

für ihn war hinfort keine jugendliche Freude mehr denkbar.

Bleich und ernst, die Stirn voll düsterer Falten, schritt er fortan einher. Seine Worte, die er sprach, waren wenige; er hatte und suchte keinen Freund, still, in sich gekehrt, zog er sich von aller Gesellschaft zurück, er lächelte nicht mehr — er weinte und betete nicht. Er hatte sein Inneres den finstern Mächten, den Göttern der Rache geweiht.

So waren fünf, sechs Jahre vorübergegangen.

Die unerschrockene Kühnheit, die kalte Todesverachtung, mit welcher sich der ernste, tapfere Czabor bei jeder Gelegenheit benahm, hatten die Aufmerksamkeit seiner Obern längst auf ihn gelenkt. Ihm ward mit Auszeichnung begegnet, und wiewohl ihn keiner liebte, und Alle nur fürchteten, so schien es dem General Banfi dennoch Freude zu machen, seinem Lieutenant zu verkünden, wie er durch des Kaisers Gnade zum Hauptmann ernannt sei.

Czabor empfing mit kaltem Ernst die Bestätigung seiner Erhöhung, auch nicht der allerleiseste

Zug seines Gesichts verrieth Genugthuung oder Freude.

Als aber der General ihm lächelnd sagte:

„Meines Bruders zweite Tochter feiert ihre Vermählung. Ich bin zu dem Feste geladen und schlage Ihnen vor, ehe Sie zu dem entfernten Regimente, zu welchem Sie als Hauptmann versetzt sind, abgehen, mich zu dem Feste zu begleiten;" da fühlte Czabor eine solche Gluth sich zum Herzen drängen, eine solche Verwirrung seiner Sinne, daß er ein gewaltiges Zittern seiner Glieder kaum verbergen und nur mit Anstrengung einige unzusammenhängende Worte stammeln konnte.

„Ich meine," fuhr der General, der die Erschütterung des sonst so kalten Mannes nach eigener Gutmüthigkeit deutete und sie für eine Regung dankbarer Erinnerung hielt, „ich meine, mein Bruder wird sich freuen, seinen ehemaligen Pagen als wackern, ehrenwerthen Hauptmann wiederzusehen. — Und auch die schöne Isabella, die, wie ich höre, mit den Ihrigen zum Feste kommen wird. Mein Bruder freut sich wie närrisch, seine schönen Enkel zu umarmen. Isabella bezeichnet die beiden Jun-

gen als zwei Juwelen, an denen ihre ganze Seele hängt, mehr als allem Andern in der Welt."

Czabor legte die Hand aufs Herz, er neigte das Haupt. Die Worte versagten sich ihm noch immer, doch an der tief gerötheten Wange, an dem Feuer, welches aus seinem Auge sprühte, ersah der General, daß der Hauptmann freudig zusagte.

„Also in drei Tagen, Hauptmann," sprach er. „Sie werden Platz in meinem Wagen finden."

Czabor langte wie ein Trunkener in seiner Wohnung an.

Nachdem er seinem Diener einige Worte zugeflistert, zu Folge welchen derselbe das Haus verließ, verschloß Czabor sorgfältig seines Zimmers Thür, um ungehört, ungesehen, ungestört mit seinen Gedanken allein zu sein.

Bald nachher öffnete er ein Kästchen, das seine Pistolen enthielt, er betrachtete sie lächelnd — er wußte, wie unfehlbar sie trafen, wenn seine Hand den Schuß richtete. Dann, sie bei Seite legend, prüfte er die Spitze eines dreischneidigen Dolches. Sogar ein Fläschchen mit einem grünschwärzlichen Inhalte, der, wie er wußte, schnell tödtete, nahm er zu näherer Besichtigung heraus.

Doch mit einem satanischen Lächeln legte er nach kurzem Sinnen dieses wie jenes bei Seite.

„Sterben?“ fragte er sich. „O nicht doch! Die ärgste, qualvollste Todesart dauert nur kurze Zeit und — meine Rache muß lange, lange dauern, um sich gesättigt zu fühlen.“

Nach einigen Stunden kehrte sein Diener heim, gefolgt von einem jungen Burschen, der sich zum Militairdienst hatte stellen müssen und der erst gestern den Lieutenant weinend und knieend beschworen hatte, ihn zu befreien, da er lieber Allem entsagen, lieber Alles thun wolle, was von ihm verlangt würde, ja lieber sterben wolle, als die Muskete tragen.

Czabor berief den Burschen in sein Gemach, worauf eine lange, geheime Unterredung zwischen Beiden stattfand.

Nach langer Hin- und Herrede schienen sich Beide über einen Gegenstand vereinigt zu haben. Czabor schüttelte des Burschen Hand. „Dieser Zettel,“ sprach er, ein Papier in des Burschen Hand legend, „sichert Dein Entkommen. Ich werde sagen, daß ich Dich für mein Regiment ausgehoben, und Dir einen kurzen Urlaub ertheilt habe, bis zu

der Zeit, wo ich selbst in meiner Garnison eintreffe. Für das Uebrige laß mich sorgen.

Du gehst sogleich ab, und wartest meiner in der kleinen Schenke am Saume des Waldes. Die versprochenen hundert Dukaten sollen Dir nicht einen Augenblick vorenthalten werden, sobald Du meine Befehle pünktlich vollzogen haben wirst. Du entfernst Dich dann schnell und für immer in eines der Nachbarländer und schwörst mir, nicht zurückzukehren bis nach meinem Tode.

Also überlege es wohl! Du sollst für immer von dem Dir verhaßten Soldatenstande befreit, selbst ein reicher Mann werden und kannst Dir im Auslande ein zufriedenes, glückliches Loos gründen, wenn Du den Eid leistest und vollführst, was ich Dir befehle."

Der braune Seppi leistete den geforderten Eid, und schied von Czabor, um nach dem Schlosse des Grafen Banfi zu wandern, in dessen Nähe er sich verborgen hielt, bis sein Verbündeter ihm hervorzutreten winken würde.

Czabor sah Isabellen nach langem Zeitraume in ihrer blendenden Schöne wieder und noch einmal schlugen bei ihrem Anblicke die Flammen einer

glühenden Leidenschaft über ihm zusammen, denn, bei Gott, er mußte es sich gestehen, sie sei noch viel schöner geworden, und das herrlichste, stolzeste Weib, das er jemals gesehen!

Je inniger und zärtlicher das reizende Weib sich dem angebeteten Gatten und ihren schönen Kindern neigte, je tiefer glühte das Verlangen in Czabor's Brust, sie diesen Gefühlen zu entfremden und sie für sich zu gewinnen.

Er drängte sich an den Gatten, den er haßte, er liebkosete den Kindern, die er, da sie ihr mehr galten als er, hätte ermorden können, er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für Isabella, dennoch gelang es ihm nimmer, einen ihrer sprechenden, bezaubernden Blicke auf sich zu lenken. Mild und gütig gegen alle Menschen, schien Isabella allein den Mann gänzlich zu übersehen, dessen Herz die glutvollsten aller Leidenschaften verzehrten.

So nahte sich der Abend, an welchem der Maskenball stattfinden sollte, und Czabor, mit allen Gängen und Schlupfwinkeln des Schlosses genau bekannt, hüllte seinen Vertrauten in eine dem Anzuge des Grafen Weyódy ähnliche Maske, und versteckte ihn in ein entlegenes Zimmer, bis es auf

seinen Wink Zeit sein würde, hervorzutreten zu kühnem Handeln.

Isabellen stets im Auge, entging es Czabor nicht, wie diese vor dem Souper sich dem sie umgebenden Schwarme entwand, um einen Augenblick nach ihren Kindern zu sehen.

Vielleicht war es eine peinliche, ängstliche Ahnung, was die schöne Frau bewog, als sie des Saales Ausgangsthür erreicht, ihren Kopf rückwärts zu wenden — ein flüchtiger Blick streifte Czabor, und wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke:

Isabelle könne wünschen, daß er ihr folge.

In Erwartung eines unnennbar süßen, seligen Augenblickes stand Czabor an einem Pfeiler des Corridors gelehnt, welcher den Pavillon mit dem Schlosse verband. Sein Herz schlug hörbar. Die stürmische Gewalt seiner Gefühle hatte seine Wangen mit Leichenblässe überzogen, und nur sein Auge kündete die Glut, die in seinem Innern loderte.

Isabella trat mit leuchtender Freude, mit dem stillen Entzücken beglückter Mutterliebe in den holden Zügen, aus den innern Gemächern, wo sie ihre kleinen schlafenden Engel gesegnet hatte, auf den

Corridor heraus. Sie hob, beseligt in ihrem Glücke, die zarten Arme empor, als wollte sie die ganze Welt voll Liebe umfangen und als müsse sie die Seligkeit ihrer Brust allen lebenden Geschöpfen mittheilen.

Czabor sah diese Bewegung — seiner Sinne nicht mehr mächtig, trat er hervor, sank zu den Füßen der Gräfin, umschlang ihre Kniee und lispelte der zum Tode Erschrockenen das Geständniß seiner Liebe, seiner Qual.

Ja, Isabella war erschrocken, mächtig erschrokken vor einer Beleidigung, deren Größe Jede, die sie erfuhr, schaudern machen mußte. Darum erzitterte sie im ersten Moment, und vermochte es nicht, den Ausstrom der kühnen Rede des Wahnsinnigen zu hemmen. Doch schon im nächsten Augenblicke trat der weibliche Stolz und die Frauenwürde in all ihrer Majestät hervor. Durch einen raschen Rücktritt machte sie sich von seinen Armen frei.

„Gehen Sie, Unglücklicher!“ sprach sie mit Würde, „und verbergen Sie die Schamröthe, welche ruhige Ueberlegung auf Ihre Wangen jagen muß, so fern von mir, als möglich!

Bis jetzt bemitleidete ich Sie nur," setzte sie stolz hinzu, „jetzt zwingen Sie die Gemahlin des Grafen Norris, Sie zu verachten!"

Nach diesen Worten trat Isabella schnell ins Zimmer zurück. Unter dem Vorwande, es sei ihr zu kalt, ließ sie sich von der Kammerfrau einen Shawl reichen und von dieser nach dem Saal zurückbegleiten.

Czabor fand sich erst wieder, als Seppi ihn in sein Gemacht treten sah und ihn fragte, ob es jetzt an der Zeit sei, das Besprochene auszuführen.

Wie ein Nachtwandler, der angerufen aus seinem Traume aufschreckt, so Czabor.

„Wo bin ich?" fragte er, die Hand an die mit kaltem Schweiße bedeckte Stirn legend, indem das Auge wildrollend umherblickte.

„Sprach sie nicht? Hörte ich nicht den süßen Ton ihrer weichen Stimme? Und hatte ihr liebendes Auge mir nicht gewinkt?"

Plötzlich verzerrten sich seine Züge bis zur Unkenntlichkeit. Ein klares Erinnern war über ihn gekommen. Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte er zusammen.

Seppi gestand später, so roh und verhärtet

sein Herz, so kühn und furchtlos er stets gewesen, jene Nacht, in welcher Czabor's wilde Leidenschaft sich ihm schleierlos gezeigt, habe ihm das Haar gesträubt und sein Inneres erzittern gemacht.

Weit mehr aus Furcht vor dem Tigergrimme seines Verbündeten, als aus Durst nach dem versprochenen Lohne, habe er eingewilligt, Alles zu thun, was Jener von ihm fordern würde.

Und Czabor leitete ihn vorsichtig durch dunkle Nebengänge, bis sie seitwärts in den Pavillon gelangt waren, dann in diesem ein geheimes Treppchen hinauf.

„Hier bleibst Du, Seppi, bis ich zu Dir zurückkehre," sprach er, den Burschen in ein kleines, leeres Behältniß stoßend. „Dann, wenn ich winke, bringst Du durch jene Thür, die uns rechts liegt, eilst schnell durch die zwei nächsten Gemächer, und trittst in das Cabinet, in welchem die Knaben schlafen.

Rechts an der Wand steht das Bett des Aeltesten, diesen reißt Du aus seinem Bette hervor und — zehn Schritte vom Schlosse nehmen Dich die Gebüsche des Parks auf.

Dort findest Du mich, mit dem versprochenen

Lohne Deiner harrend. Du fliehst mit dem Knaben in den Wald, und bringst Du mir die Kunde, daß er zu athmen aufgehört, so wartet Deiner zwiefacher Lohn und die Befreiung vom Militair.

In acht oder vierzehn Tagen erwarte ich Dich in meiner neuen Garnison. Eile! Vollbringe und nimm Abschied von Deiner rauchigen Hütte. — Du wirst im Auslande Dir eine schönere bauen können."

Seppi stand nicht lange auf seinem Posten. „Herr Gott des Himmels!" wisperte er für sich, als er plötzlich die helle Feuerflamme aus den Fenstern hervorzüngeln sah. „Was soll geschehen? Und will der Gräßliche sie Alle morden, die Glücklichen?

Herr, sei meiner Seele gnädig! jetzt verstehe ich erst, auf welche Art er mir den Weg bahnen wollte! Der Bösewicht hat das Gebäude angezündet! O Fluch über den Mordbrenner!

Und ich! Barmherziger Gott! ich, sein Gehülfe!"

In diesem Augenblicke drängte ihn der vorübereilende Czabor ins nächste Gemach. „Vorwärts," rief er ihm zu, „und schnell! Du triffst mich am

Eingange des Parks, bei der Statue der Friedensgöttin!"

Und Seppi stürzte vorwärts. Schon glich der Spielsaal der Kinder einem Flammenmeer. Alle Wände brannten von unten bis zur Decke hinauf. Im nächsten Zimmer stieß er auf die Kammerfrau, die schreiend und Hülfe rufend sich über die Betten der schlummernden Kinder warf.

Seppi dachte in diesem Moment weder an Czabor, noch an den ihm versprochenen Lohn. Sein Haar sträubte sich bei dem Gedanken, daß hier der Tod, ein gewaltsam herbeigeführter Tod, so grausig wüthen sollte.

„Sind noch mehr Menschen hier?" schrie er, übermannt vom Mitleid, der Kammerfrau zu. „Rettet sie, um Gotteswillen, ehe es zu spät wird! Ich bringe die Kinder ins Freie!"

Die Kammerfrau verstand ihn nicht. Die Angst hatte ihre Sinne gewirrt — sie hielt den sich an sie schmiegenden, weinenden Nicolaus, und würde mit diesem ein Raub der Flammen geworden sein, hätte Seppi, der den andern Knaben schon erfaßt, die Besinnungslose nicht mit sich fortgerissen.

Auf dem Wege über den breiten Corridor ins Schloß zu gelangen war bereits unmöglich. — Dort gerade war die Flamme zuerst ausgebrochen und wälzte sich, mit unbeschreiblicher Schnelle, nach allen Theilen des meist aus Holz aufgeführten Gebäudes.

Seppi stieß eine Seitenthür auf — er gelangte in das Gemach Isabellens. Sein gieriges Auge heftete, trotz der entsetzlichen Gefahr, an der Pracht der Gold- und Silbergefäße, womit der Toilettentisch reich geschmückt war, und ehe er klar wußte, was und warum er es that, hatte seine Hand schon eine schwere, goldene Kette erfaßt und dieselbe in seinen Busen geschoben. Ueber die geheime Treppe hinab in Sicherheit gelangt, sah er sich von unzähligen Menschen umdrängt, die, um zu löschen, um zu retten, herbeigeeilt waren.

Jetzt hätte ihn seine Besonnenheit verlassen, hätte er nicht aus dem Gewühl Czabors Stimme erkannt, der ihm laut zurief: „Ha, Graf Weyódy mit dem Kinde! Zurück! Platz gemacht, Alle! Hierher, Herr Graf!"

Alles wich zurück, Jeder hielt den Retter des Kindes für den Grafen Weyódy, und Seppi schritt

durch die Menge, wendete sich nach den minder beleuchteten Gängen des Schlosses, warf, unbemerkt, ein dickes Tuch über den Kopf des Knaben, verbot diesem, einen Laut von sich zu geben, und gelangte mit seiner Bürde unbeachtet in den Park, nach einigen mit Czabor gewechselten Worten in den Wald, und endlich nach mehreren Stunden in eine einsame Köhlerhütte, wo er mit dem kleinen Sandor einige Zeit der Ruhe pflegte und sich und das Kind durch Essen und Trinken stärkte.

Wie roh und wild auch immer Seppi's Gefühle waren, den klaren Augen des schönen Kindes, der reinen Unschuld dieses Engelsantlitzes gegenüber, fühlte er schon im ersten Augenblick, daß, und wenn ihm die Schätze der ganzen Welt geboten würden, er nimmer erfüllen könne, was — er Czabor geschworen.

Der Knabe besaß für seine Jahre außerordentlich viel Verstand. Ahnte auch seine reine, schuldlose Seele nimmer eine That, wie man sie mit ihm beabsichtigte, so erkannte er doch, daß etwas Außergewöhnliches mit ihm vorgehe, und mühte

sich, durch leise, schmeichelnde Worte zu ergründen, warum er hierher gebracht und wie lange er von seiner lieben, lieben Mutter und dem guten Vater entfernt sein würde? Seppi's Auge blickte finster und wild, seine Lippe schwieg. Als aber Sandor auf keine seiner sanften, liebevollen Fragen von dem Finsterblickenden Antwort erhielt, kniete er, nach seiner Gewohnheit, in eine Ecke der rauchigen Hütte, faltete seine kleinen Hände, und betete laut:

„Nimm Du mich in Deinen heiligen Schutz, Herr Gott, Vater im Himmel! Und halte Deine schützende Hand wie über mir, so über Allen, welche Deine Gebote halten! Vergieb den Sündern ihre Schuld, und laß auch ihnen Deine göttliche Barmherzigkeit zu Theil werden! Amen!"

Da bildete sich etwas Feuchtes in Seppi's Auge und ein tiefes Beben ging durch sein Herz. Er hob den Knaben vom Boden in seine Arme empor. „Du sollst leben," sprach er mit starker, entschlossener Stimme, „so wahr als ich wünsche, daß Gott sich einst voll Gnade meines sündigen Herzens erbarmen wolle!"

Und abermal neigte sich die Sonne zur Ruh, und Seppi trat, nachdem er den ganzen Tag den

Knaben tragend, vorwärts geschritten war, in ein Wirthshaus, in welchem er ein eigenes Zimmer, gutes Abendbrod und ein reinliches Nachtlager für sich und den Knaben bestellte.

So ging es mehrere Tage fort, bald zu Fuß, bald auf schnellem Fuhrwerk, immer vorwärts, immer weiter hinaus in die Welt, bis Seppi, der jetzt eine stattliche Kleidung trug, hoffen durfte, aus dem Bereich aller und jeder Gefahr zu sein.

Wiewohl Sandor noch immer zurück nach seinen Eltern verlangte, und traurig war, seinen Wunsch nicht erfüllt zu sehen, so hatte sich doch im Verlauf der letzten Tage eine Art Vertraulichkeit zwischen ihm und Seppi entsponnen.

Des Knaben gutes, weiches Herz erkannte dankbar, daß Seppi ihn trug, wenn er müde war, ihm die möglichste Bequemlichkeit schaffte, und ihn durch allerlei Erzählungen die Zeit zu verkürzen suchte, ihm auch wiederholt die Versicherung gab, es solle ihm niemals Leid zugefügt werden.

Als sie nun wieder, am achten Abende, plaudernd beisammen saßen und Seppi des Knaben argloses Vertrauen hinlänglich gewonnen zu haben glaubte, sprach er:

„Da Du nun, lieber Kleiner, Deine Eltern recht lieb hast, so wirst Du auch gewiß niemals etwas thun wollen, was ihnen Kummer machen könnte. Nicht wahr? Nun siehst Du, darum ist es jetzt durchaus nöthig, daß Du mir versprichst, gegen keinen Menschen ihren Namen, noch Wohnort auszusprechen. Selbst Deinen Namen, Sandor, mußt Du verschweigen. Merke wohl auf!

Ich werde nicht mehr lange bei Dir sein können, da ich zu Deinen Eltern zurückkehren und ihnen sagen muß, daß Du ihren Befehlen gehorsamen willst, damit sie sich freuen und Dich lieben, wenn Du wieder zu ihnen gelangst.

Also wirst Du, von heute an, Gyula heißen, Jedermann sagen, daß dieß Dein Name ist und allein auf ihn hören. Verstehst Du mich, Gyula?"

Sandor nickte blos mit dem Kopfe, die heißen Thränen, die sich ihm ins Auge drängten, verhinderten ihn sprechen zu können.

„Du betest ja zu Gott," fuhr Seppi erweicht fort. „Gewiß, Gyula, er wird Dich in seinen heiligen Schutz nehmen, wenn Du gehorsam bist!

Ich will Dir jetzt Etwas geben," sprach er nach einer Pause, indem er die geraubte Kette aus

der Tasche zog und ein Kleinod losnestelte, das an derselben hing, um es dem Knaben zu überreichen.

„Nimm dieß, Gyula, mein guter Junge,“ sprach er, indem er es an einer seidenen Schnur dem Kleinen um den Hals band, und „hüte es wohl. — Es kann einst Vieles klar machen, was jetzt dunkel bleiben muß. Trage es immer und halte es lieb und werth vor Allem — und jetzt schlafe! Schlafe ruhig, armes Kind! Wir müssen Beide Kräfte sammeln zu der morgenden Reise und — Gyula! Vergiß nimmer zu beten! In Deinen einfachen Worten liegt eine Kraft, die selbst einen Tiger zähmen könnte!“

Als Seppi bald nachher sah, daß der Knabe sanft und fest eingeschlummert war, begab er sich leise hinweg und trat in die Unterstube des Wirthes ein, ließ sich eine Flasche Wein geben, und spann mit dem redseligen Manne ein Gespräch an, das ihm, je länger es dauerte, immer zufriedener stimmte.

„Kinderlos, und überreich?“ wiederholte er, dem Wirthe forschend in die Augen blickend.

„Ja wohl,“ antwortete dieser, „und dabei eine wahre Lammesnatur, eine Schaafsseele, sagt

meine Frau, an der kein böses Härchen ist. Er macht die Reise durch unsern Ort gewöhnlich jedes Jahr, denn ausgebreitet sind seine Geschäfte und dehnen sich jährlich noch weiter aus. — Na, wie ich höre, will er jetzt heirathen! Zwar wollte er dieß schon vor zwanzig Jahren und meine Frau glaubt daher, daß es nimmer geschehen werde, indeß der Kutscher, auch ein braver Kerl, nur sehr verschlafen, der meint, daß es dießmal doch wirklich geschehen werde, indem die Verlobung schon vorüber und die Hochzeit bei seiner Nachhausekunft gefeiert werden soll."

Seppi leerte sein letztes Glas. „Meinetwegen," sprach er, gleichgültig scheinend, „der Herr interessiet mich weniger als seine schönen Pferde — Curios, daß ich nach diesen fragte und nebenbei die Geschichte ihres Besitzers in den Kauf nehmen mußte — indeß die Zeit ist angenehm verstrichen, und so gilt es ja gleich, von was wir gesprochen.

Für jetzt gute Nacht, Herr Wirth, und morgen früh vier Uhr den Wagen; denn wenn Ihr kleiner, dicker Herr sich noch sanft in den Federn Ihrer herrlichen Betten wiegt, muß ich schon in St. sein."

Der folgende Tag war ungewöhnlich warm für einen Septembertag und die Luft um so drückender, als unsere Reisenden sich gegen Mittag in einem dichten Kiefernwalde befanden, Seppi den gemietheten Wagen in St. zurückgeschickt hatte, die Fahrstraße zu vermeiden suchte und sie in tiefem Sande mühsam vorwärts schritten.

Es war heut das erstemal, daß Sandor, den wir nach Seppis Willen von jetzt an Gyula nennen wollen, seine kleinen Füße in Bewegung setzen mußte.

Der Anstrengung nicht gewachsen, fühlte der Knabe bald eine solche Ermüdung, daß er, da es ihm nicht gelingen wollte, durch sanfte Bitten Seppis Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, der heut ungewöhnlich nachdenkend war, endlich an dessen Seite niedersank und weinend lispelte:

„Ich kann nicht mehr! Der Schlaf drückt mir die Augen zu. O laß mich schlafen, lieber Mann!"

Seppi schien ernsten, ja wehmüthigen Gedanken hingegeben. Vertieft in Betrachtungen, wie sie ihn bis jetzt selten oder nie vorgekommen waren, hatte er die bittenden Worte des Knaben unbemerkt

an seinem Ohre vorübergehen lassen, als aber der Knabe jetzt an seiner Seite niedersank und er die Abspannung, die große Müdigkeit in den feinen Zügen des kindlich schönen Antlitzes sah, blieb er einen Moment tief bewegt vor ihm stehen.

„Armer Gyula," sprach er leise, wie für sich — „und, o Fluch dem Nichtswürdigen, der mich in diesen Handel verwickelte und einen so gräßlichen Eid zu schwören verleitete!

Warum darf ich diesen schuldlosen Engel seinen armen, jammernden Eltern nicht wiedergeben?

Ich darf es nicht," sprach er nach einer Pause entschlossen. „Der Eid war zu fest, um jemals gebrochen werden zu können; auch würde er unfehlbar unser Beider Tod herbeiführen. Aber — verlassen werde ich dieß arme, schuldlose Wesen nicht, gewiß nicht!"

Darauf warf er sich auf einer bemoosten Stelle nieder, nahm den Knaben auf seinen Schooß, ließ ihn einige Schlucke starken Wein schlürfen, aus einer Flasche, die er bei sich führte, und sprach dann mit sanftem Ton:

„Lege Dein Köpfchen an meine Brust, Gyula, und schlafe — Du weißt es ja und hast es mich

gelehrt, daß dort oben, über den Wolken ein guter Vater ist, der seine Kinder Alle beschützt."

Gyula schmiegte sich an Seppi's Brust, sein müdes und doch so sprechendes Auge sah dankbar zu dem Manne auf, der, obgleich ihm fremd und ach, so ganz verschieden von allen Personen, die ihn bis jetzt umgeben hatten, dennoch freundlich mit ihm verfuhr.

Noch einmal wiederholte Seppi dem Kinde Alles, was er ihm früher gesagt. „Schweig, um Deiner Eltern willen, Gyula," sprach er streng. „Nenne keinen Menschen Deinen Namen und behalte vor Allem das Kleinod sorgfältig, das ich gestern Abend um Deinen Hals gebunden. Wenn ich auch vielleicht bald von Dir gehe, so glaube es mir, guter Junge, Du wirst mich bald, gewiß recht bald wieder sehen!"

Gyula schlief.

Die Müdigkeit und der starke Wein, den Seppi ihm vorsätzlich gegeben, hatten das Kind in einen festen Schlaf versenkt.

Jetzt erhob sich Seppi. Lange weilte sein Auge auf dem schlummernden Kinde — dann wand sich ein schwerer Seufzer aus seiner Brust herauf —

„Ich bin ein arger Sünder," sprach er leise — „und dieser arme Junge, dem meine verruchte Hand Alles geraubt, er betete für mich — und ruht vertrauenvoll an meiner Brust.

O, daß ich jenen teuflischen Verführer nie gesehen hätte!

Und zurück kann ich nicht! Ich kann es wahrhaftig nicht!"

Endlich hob er den Schläfer von Neuem in seine Arme empor und schritt mit seiner Bürde rasch durch den Wald der Landstraße zu, welche sich inmitten desselben krümmend dahin zog.

Hinter einem dichten Gebüsch setzte er sich nieder, zog eine Schreibtafel aus dem Busen, schnitt ein kleines Blättchen Papier aus derselben und kritzelte mit einer Bleifeder mühselig einige Worte darauf.

„Der Pater hatte doch Recht," wisperte er für sich, „als er mich so lange knieen und fasten ließ, bis ich meinen Namen ordentlich schreiben lernte — Jetzt sehe ich, welchen Nutzen es schaffen kann, wenn man zum Lernen gezwungen wird.

Doch halt!" sprach er, aufmerksam in die Ferne blickend — „dort kommt Jemand! Vorsicht!"

Seppi zog sich tiefer in den Wald zurück, um nicht gesehen zu werden und besser beobachten zu können.

Ein Wanderer schritt auf der Straße einher. Es war, dem Anscheine nach, ein ziemlich wohlgenährter, kleiner, ältlicher Herr, in einen Sommer-Rock von lichter Farbe gekleidet, einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, Pantalons von dunkler Farbe und in der Rechten einen tüchtigen Rohrstock haltend, mit einem goldenen Knopfe, der aber, trotz seiner ansehnlichen Stärke, weniger als Stütze zu dienen, vielmehr gebraucht zu werden schien, um allerlei Figuren in die Luft zu schreiben, oder einen Kampf mit den Mücken zu bestehen. Das rothbraune Gesicht, aus dem ein paar graue, freundliche Augen hervorleuchteten, deutete auf Wohlbehaglichkeit und Gutmüthigkeit zugleich. Die Gestalt, mit den kurzen, strampelnden Beinen, ließ errathen, daß sie nicht zu weiten Fußreisen geschaffen sei, so wie das ganze Wesen bekundete, daß entweder ein Haus in der Nähe sein müsse, oder der Herr es wisse, daß ein Fuhrwerk ihm folge, um seinen Körper, sobald derselbe Müdigkeit spüre, aufzunehmen. Seppi machte alle diese Betrachtun-

gen aus seinem Lauschwinkel hervor, während der kleine, dicke Herr, hörbar athmend, die Straße herauf an ihm vorüberstrampelte, und die Arme bewegte, als bedürfe er deren Hilfe, um seine Fleischmasse durch die Luft zu rudern.

Der fußwandernde Herr mochte vielleicht einen Büchsenschuß weit vorgeschritten sein, als Seppi das Rasseln eines Wagens vernahm. Ein Blick nach rückwärts überzeugte ihn, daß seine Combinationen richtig waren. Eine elegante Reisechaise kam langsam des Weges daher. Es war keinem Zweifel unterworfen, sie gehörte dem voranschreitenden Herrn, der wahrscheinlich, um das ihn erwartende Mittagsmahl mit mehr Appetit verzehren zu können, eine kleine Fußtour unternommen hatte.

Ein pfeilschneller Gedanke durchblitzte Seppi's Hirn und gestaltete ein Lächeln auf seinen Lippen.

„So geht es noch besser," wisperte er, „und die Schaafsseele, wie ihn die Frau Wirthin zu nennen beliebt, mag denken, der Himmel habe sich aufgethan und einen schlummernden Engel ihm bescheert."

Der Kutscher war, langsam in dem tiefen Sande hinleiernd, eingeschlafen und nickte recht be-

haglich vom Bocke herunter, indeß die Pferde, Schritt vor Schritt, im Gleise fortgingen. Jetzt schnell und pfiffig, dachte Seppi, indem er das schlafende Kind im Arm, vorsichtig näher schlich. Bald hatte er den Wagen von hinten erreicht. Jetzt galt es!

Der Kutscher nickte schlafend und der dicke, strampelnde Besitzer des Wagens entschwand eben Seppi's Blicken, da dort, wo er sich befand, die Straße einen Bogen machte und die Bäume die Fernsicht hinderten.

Mit leisem Fuß bestieg Seppi den Tritt des Wagens, und schnell legte er das festschlummernde Kind in die weichen Saffiankissen behaglich zurecht, nahm das vorerwähnte Papier aus seinem Busen, befestigte es an Gyula's Kleid und entschlüpfte behend in den Wald zurück.

„Gewiß ist es,“ sprach er hier für sich, „daß ich meine Sache ganz vortrefflich gemacht habe. Wir befinden uns hier gegen hundert Meilen vom Schauplatz der Begebenheit entfernt, Niemand soll errathen, daß ich nicht gethan, was mir befohlen. Das Geld habe ich von dem, den ich nicht nennen mag, redlich verdient und gewiß auch redlich

an dem Knaben gehandelt. Hoffentlich habe ich ihn recht behaglich gebettet — dessen will ich mich noch erst vergewissern, deßhalb verfolge ich den Wagen noch etwa vier und zwanzig Stunden — dann zurück, um die versprochene doppelte Summe zu holen.

Vielleicht siedle ich mich einmal in der Nähe des Jungen an — Ha, ich hätte es nimmer geglaubt, daß man ein so kleines, unbehülfliches Wesen lieb gewinnen könne!“

Schon mehrere Male hatte der dicke, ältliche Fußwanderer sich mit dem seidenen Schnupftuche den aus allen Poren seines Körpers dringenden Schweiß von der Stirn getrocknet. Die Luft schien ihm immer schwüler zu werden, des Waldes Ende war nicht zu erspähen und die ermüdeten Füße mahnten ihn, daß es am Ende doch im Wagen bequemer sei, als noch länger, sich abmühend, vorwärts zu schreiten.

„Der Kerl, der Christian,“ murmelte der alte Herr für sich, „schläft sicherlich wieder, da die Pferde wie zur Leiche gehen! Weiter gehen werde ich nicht. Hier herum ist weder eine Bank noch

ein bequemer Baumstumpf, auf den ich mich niederlassen und ausruhen könnte! Und in das feuchte Moos da unten,“ fuhr er fort. „Gott behüte mich vor solch einem Gelüste! es könnte mir den Tod geben, bei meiner jetzigen Transspiration! Und bücken, ich mich bücken? fürchterliche Vorstellung das! Bleibe ich jedoch länger hier stehen, so habe ich morgen ganz ohnfehlbar den Schnupfen, ich schwitze ja wie ein Braten und zwischen all' den Bäumen schlängelt sich ein kleiner, feiner, doch tückischer, verderblicher Zugwind hindurch.

Ich fühle mich gleichsam von einer Gänsehaut überschauert und werde mir ein Fieber zuziehen, wenn ich nicht bald in den Wagen komme.

Fieber? Es wäre schrecklich! jetzt, als Bräutigam, das Fieber zu bekommen. Was würde meine Braut, die zärtliche Elise sagen, wenn ich jetzt krank würde?

Wie sich die kleine, reizende Schelmin freuen wird, mich wieder zu sehen! Und all' die Raritäten, die ich ihr aus fernen Lande mitbringe.

Wo der Schurke nur bleibt?“ fragte sich nach einer Weile der Herr, da ein leises Lüftchen abermals seine Wange streifte.

„Bei Gott, ich halte es nicht aus, hier, dem Zugwind blosgestellt, noch länger zu warten! Das heißt den Tod gewaltsam herzurufen.

He! Hallo, he! Christian! Verdammter Siebenschläfer!“ rief er mit aller Kraft seiner Stimme. „Oeffne Deine nichtswürdigen Augen, und laß die Pferde heran traben, daß ich endlich wieder in den Wagen komme!“

Christian sah durch ein zufälliges Aufblinzeln des Herrn gewichtigen Stock die Luft durchschneiden, unwillkürlich rückte er an den Zügeln, die Füchse griffen weit aus. Im nächsten Moment hielt der Wagen vor dem polterndem Herrn.

„Nichtswürdiger Mensch,“ eiferte der kleine, dicke Mann, mühsam in den schmalen Graben hinabkletternd, der den Fußsteig, auf welchem er gewandert, von der Straße trennte. „Hast wieder geschlafen, gottloser Maulwurf, und Deines Herrn kostbares Leben vielleicht aufs Spiel gesetzt! Ich kann ein Fieber bekommen,“ setzte er fast kläglich hinzu.

„Ei, gnädiger Herr,“ erwiderte Christian, der seines Herrn Langmuth kannte und deßhalb das Widersprechen nimmer ließ, „ei, warum nicht gar!

Wo werde ich denn geschlafen haben. Ich war munter wie ein Daus und ließ die Pferde nur dusemang gehen, weil es sich für unser einen nicht schickt, hinter dem Herrn in Galopp her zu fahren."

„Du hast geschlafen, Pecus!" rief der kleine Mann, aus dem Graben herauf mit dem Stocke drohend.

„Na, meinetwegen," erwiderte Christian trotzig, „Sie mögen glauben, was Sie wollen, gnädiger Herr, ich bleibe aber doch dabei, daß ich nicht geschlafen habe — ich habe jede Kiefer des Waldes mit offenen Augen betrachtet und selbst die Raupen daran sind mir nicht entgangen, geschweige denn die Hasen. O Herr Jemine!"

„Das sollst Du mir beweisen, Du schlafseliges, widerspruchvolles, lügnerisches Menschenkind," belferte der kleine Herr, indem er sich vergebens mühte, den Schritt aus dem Graben herauf zu bewerkstelligen.

„Asinus," rief er den Kutscher grimmig anblickend. „Siehst Du nicht, wie ich mich quäle, hier herauf zu kommen? Kannst Du nicht schnell herabspringen vom Bock, um Deinem gnädigen Herrn, der viel zu gut ist für Dich, hilfreiche Hand zu leisten?"

„Im Schlafe ist nicht gut schnell sein,“ brummte der Kutscher, indem er langsam und bedächtig herabstieg.

Dem im Graben ängstlich zappelnden Herrn entging die Rede seines Dieners nicht, doch hütete er sich wohl, demselben seinen Zorn eher zu zeigen, bis dieser ihm herauf geholfen, und er sicher und geborgen auf ebenem Boden stehen würde.

„Prächtige Pferde,“ sagte er demnach, dem langsam nahenden Diener beide Hände entgegen streckend. „Capitale Pferde, schöner Wagen, guter Kutscher! Na, Noch einen Ruck, lieber Freund! Uff! So, so. Endlich, Gottlob! da wäre ich ja glücklich herauf!

Jetzt, Du Heide!“ er schwang von Neuem den Stock, „jetzt gestehe, daß ich Recht habe und Du geschlafen hast!

Oeffne die Thür! Hilf mir in den Wagen und leugne nicht länger, gewissenloser Mensch!“

Christian riß, seitwärts nach des Herrn Stocke schielend, die Wagenthüre auf. Im nächsten Moment jedoch standen Herr und Diener, sich sprachlos einander anstarrend, einander gegenüber.

„Was ist das?“ sprach nach einer Pause

höchster Verwunderung der Herr, auf den sanft schlummernden Gyula deutend.

„Ich glaube, 's wird wohl ein Junge seyn,“ entgegnete Christian, sich halb aus Verwunderung, wie das Kind in den Wagen gekommen, halb aus Verlegenheit, daß er doch jetzt würde gestehen müssen, geschlafen zu haben, hinter den Ohren kratzend.

„Ei! Du gehirnloser Gänsekopf,“ polterte der kleine Herr, „meinst Du, daß ich blind sei und das nicht selbst sehe?

Wie kam das Kind in meinen Wagen? Rede, nichtswürdiger Mensch! Wie kam er hier herein? das will ich wissen!“

Christian stand verblüfft. Endlich stammelte er: „Und wenn ich sterben soll, gnäd'ger Herr, und was mir noch schwerer würde, wenn ich morgen Ihren Dienst verlassen müßte, ich weiß es nicht, wer den Burschen hier herein praktizirt, wenn es nicht der Gott sei bei uns selbst gethan, oder — die leichtsinnige Mutter des Jungen, die Ihnen ein Geschenk zugedacht.“

„Christian,“ sprach der Herr, nachdem er eine Weile mit großen Schritten hin und her gegangen war. „Christian, bei Deinem Leben, bei dem

Grabe Deiner Mutter, denn ich hoffe, die alte Frau ist todt, also bei ihrem jetzigen oder zukünftigen Grabe beschwöre ich Dich: sage mir, wie kam der Knabe hier im Walde, wo ich seit zwei Stunden keinem lebenden Wesen begegnet bin, in meinen Wagen? Gestehe mir! Sahst Du die Person, die ihn hereinlegte?"

Christian wußte es nicht, und hätte darauf sterben können, Nichts zu wissen. Dennoch war er schlau genug, eine gewisse Aengstlichkeit an seinem Herrn wahrzunehmen, die, so schien es, bei seinen letzten Worten sich erhöhte, und wußte er sich diese auch nicht sogleich zu deuten, so machte sie ihn doch sicherer und ließ ihn hoffen ungestraft durchzukommen. „Hm," antwortete er daher. — „Wenn es nicht eine abgeredete Sache war, um mich armen Schelm in Verlegenheit zu bringen? Ich wollte sagen, wenn Sie es nicht wissen, gnädiger Herr? Ich kann schwören, so wahr ich der Sohn meiner Mutter bin! ich bin unschuldig."

Nach kurzem Nachdenken, bei welchem die vorige Transspiration sich im zwiefachen Grade einstellte, was man an dem oft wiederholten Abtrocknen der Stirn wahrnehmen konnte, fühlte un=

ser kleiner Mann die Nothwendigkeit, einen Entschluß zu fassen. Er hustete und räusperte sich und wußte kaum wohin sich wenden, daß Christian, dessen Augen jetzt keck auf ihm ruhten, sein Erröthen nicht sehen sollte.

Was den guten Mann nur so verlegen und ängstlich machen mußte?

„Hier im Walde bleiben können wir nicht," sprach er endlich, „und das Kind können wir auch nicht hier lassen! So sei es denn, ich nehme den Knaben bis zur nächsten Stadt mit und liefere ihn dort in die Hände irgend einer Behörde, die für verlassene oder ausgesetzte Kinder sorgt."

Er stieg bei diesen Worten in den Wagen, legte Gyula's Köpfchen in die Seitenkissen zurück, um für seine breite Figur Raum zu gewinnen und rief ermuthigt:

„Fahr' zu, Christian, daß wir die Stadt erreichen!"

Könnten wir in des Reisenden Inneres blicken, der so unvermuthet mit einem schönen, kaum über drei Jahr alten Knaben, überrascht ward, so würden wir die Regungen eines jedenfalls allzuzarten Gewissens wahrnehmen, wie sie nur in der Brust

eines so gutmüthigen, arglosen, ja wir müssen sagen, unschuldigen Mannes erstehen konnten, wie der kleine, corpulente Herr von Apfelmus wirklich war.

Besitzer eines sehr einträglichen Fabrikgeschäfts, hatte Herr von Apfelmus sich ein bedeutendes Vermögen erworben und seine Lebenszeit mit Speculationen, Geschäftsreisen und Geldaufhäufen zugebracht.

Seit zwanzig Jahren entschlossen, das Herz eines liebenswürdigen Mädchens sich zu gewinnen, um die Erkohrene zur Frau von Apfelmus zu machen, warf er sein gutmüthiges, freundliches Auge auf jedes hübsche Mädchengesicht und trug Jeder, im Fluge gleichsam, Herz und Hand an, sobald er zwei Worte mit ihr gesprochen hatte.

Obgleich dieß immer von Seiten der losen Mädchen für Scherz gehalten ward und er selten oder niemals weiter kam, als bis zu einem Handkusse, den die heitern, muntern Mädchen von dem kleinen, umfangreichen Eroberer gern duldeten, so vermehrte sich doch, in den langen Jahren seines Umherreisens, der Kreis derjenigen, die in seinen Scherz eingehend, sich seine Bräute nannten und

ihm beim Abschiede das Versprechen abnahmen, treu zu bleiben und zu seinen übrigen Tugenden vor Allem die der Beständigkeit zu fügen.

Fand er dann, bei abermaliger Reise, ein solches Bräutchen als die Gattin eines Andern wieder, so mußte der Gutmüthige, nächst dem Schmerze, das schöne Mädchen verloren zu haben, noch die Vorwürfe hinnehmen, mit welchen ihn die Muthwilligen überschütteten, indem sie ihm Vergessenheit seiner Schwüre, Treulosigkeit und Flattersinn vorwarfen.

Nun hatte zwar Herr von Apfelmus in seinem ganzen, viereckigen Aeußern, nichts was auf Flattersinn hindeutete, dennoch erröthete er gewöhnlich bei solchen Vorwürfen und fühlte eine gewisse Unruhe sein Herz durchziehen.

Ganz rein war sein Gewissen nicht. Und mußte er auch gestehen, daß der Champagner die Schuld trage, daß er einmal im vollem Ernst einem Mädchen ein Eheversprechen gegeben habe, so war es doch nimmermehr abzuleugnen, daß er nicht ganz redlich gehandelt habe. Da er, zur Besinnung gekommen, sein Wort nicht gehalten, ja aus Scheu, er könne, von Seiten des Mädchens daran erin=

nert werden, ängstlich und für immer den Ort mied, in welchem ihn der Champagner zu der unverzeihlichsten Thorheit verleitet hatte.

Sein Gewissen war so zart, daß ihn die mahnenden Regungen desselben sein ganzes Leben lang verfolgten — ja sein hohes, seltenes Rechtlichkeitsgefühl ging so weit, daß er, als er endlich in seinem sechsundvierzigsten Jahre um die Hand des Fräuleins Elise warb, er ihr gestand, er sei ein schwacher Mensch, der zwar immerdar das Gute gewollt, dennoch nicht immer fehlerfrei aus allen Verhältnissen hervorgegangen sei.

Fräulein Elise von Distelfink war eine überreife Schönheit, die, als Amor sich ihr bis zu ihrem achtunddreißigsten Jahre nicht günstig gezeigt, sich der Minerva zugewendet hatte und für eine gelehrte Dame galt, die durch ihren Geistesreichthum die Gesellschaft entzückte, welche ihr Vater zu seinen guten Diners häufig einzuladen pflegte.

Die Blüthenjahre waren vorüber, in welchen sie hoffen durfte eine gute Parthie zu machen. Apfelmus war reich, er war fügsam und gab ihr mit seinem gutmüthigen Geständniß augenblicklich das ihn beherrschende Scepter in die Hand. Bot

er ihr nun zwar mit seiner Person kein beneidenswerthes Gut, so verhießen ihr doch seine guten Eigenschaften, seine fügsame Sanftmuth und seine oftmaligen Reisen, eine immer noch sehr annehmbare Stellung in der Welt.

Elise sagte viel Schönes über den Einklang gleichgestimmter Gemüther, über zarte Seelenharmonie und über das Göttliche der reinen Liebe, sie gestand, daß es bisher noch keinem Manne gelungen, ihr Herz zu rühren, daß der Jungfrauenstand ein so zufriedener und beglückender sei, daß es ihr schwer werde, ihre poetische Natur der Prosa zu vermählen und — reichte endlich, mit abgewendetem Gesicht, wahrscheinlich um ihr schämiges Erröthen zu verbergen, dem reichen Bewerber ihre Hand.

Die Verlobung ward alsobald vollzogen und Apfelmus rüstete sich zu seiner letzten Junggesellenreise, von welcher wir ihn zurückkehren sahen, um sofort seine Vermählung zu feiern.

Christian hatte seine eigenen pfiffigen Gedanken, indem er auf die Pferde loshieb und dabei

verstohlen rückwärts schielte nach seinem Herrn, der unverwandten Blicks nach dem kleinen Schläfer schaute.

„Soll mich dieser und jener holen,“ wisperte der Kutscher für sich hin, „wenn ich begreifen kann, wie das Ding zugegangen, und woher uns der Junge gekommen ist? Wenn ich nur wüßte, was der Alte so in sich hinein simulirt?“

Apfelmus sprach kein Wort. Doch stellte er offenbar im Geiste einige Vergleichungen zwischen sich und dem Knaben an.

Leise, als beabsichtige er einen Raub, zog er die kleine Haarbürste aus seiner Tasche hervor, und schielte in den, auf der Rückseite derselben befindlichen Spiegel, welcher gerade so groß war, um ihm seine rothe, kugelförmige Nase, wie sie in ihrer üppigen Blüthe, zwischen zwei glänzenden, rothen Wangen thronte, zu zeigen.

„Hm, Hm,“ schmunzelte er, des Knaben schön geformte, feinen Züge mit seinem Spiegelbilde vergleichend, „Hm, sonderbare Aehnlichkeit, das!“

In diesem Augenblicke reckte und dehnte sich Gyula im Schlafe und wendete sich nach der an-

dern Seite herum. Da ward ein Papier sichtbar, das an seinem Kleidchen befestigt war.

Apfelmus erschrak — es bedurfte einiger Minuten, ehe er sich fassen konnte. „Jetzt wird sich's aufklären!“ wisperte er, und scheu, wie vor der Entdeckung eines furchtbaren Geheimnisses, griff er mit zitternder Hand nach dem Papier, entfaltete es und las:

„Der Knabe heißt Gyula und ist der Sohn „eines reichen, vornehmen Mannes. Seinen „Bruder behielt die Mutter, um nicht zu ver„zweifeln!“

„Da haben wir die Bescheerung!“ wisperte Apfelmus zerknirscht vor Scham und dennoch von einem nie zuvorgekannten, süßen Gefühle durchdrungen.

„Es ist mein Blut! Die Nase ward zum Verräther, der schöne Junge ist mir ja wie aus den Augen geschnitten! Gott, Gott! und gar Zwillinge!“

Von Stund an regte sich eine weiche, namenlose Zärtlichkeit in dem Herzen des alten, gutmüthigen Mannes für den Kleinen.

Apfelmus vergaß, daß funfzehn Jahre vergan-

gen waren seit jenem Champagnerrausch, vor dessen Folgen er erröthen zu müssen glaubte — er dachte gar nicht, wie klar und nah die Unmöglichkeit vor ihm lag, daß seine Idee Grund haben könne, ja daß er sich höchst lächerlich machen würde, wolle er seinen närrischen Wahn gegen einen Menschen behaupten — er hielt sich an die Worte, die auf dem Papiere standen: „Sein Vater ist vornehm und reich;" an die unleugbare Thatsache, daß man ihm den Knaben in den Wagen gelegt und daß Gyuala auf deutsch Julius heiße, er aber in seinen jüngern Jahren von allen losen Mädchen nur der rosige Julius genannt ward, weil dieß sein Taufname war.

Plötzlich verscheuchte das Bild seiner Braut, das vor seinem geistigen Auge auftauchte, das gutmüthige Lächeln aus seinem Gesicht und die sanften Regungen der Vaterliebe aus seiner Brust.

„Was wird das Fräulein Braut sagen und wie wird sie den Knaben aufnehmen?" wisperte er.

„Am besten ist," dachte er weiter, „dies Ereigniß bleibt ihr vor der Hand ein Geheimniß. Kommt Zeit, kommt Rath, und sie erfährt es im=

mer noch Zeit genug. Wenn nur der Kerl, der Christian, nicht plaudert!“

Nach abermaligem Ueberlegen zog Apfelmus seinen Geldbeutel, nahm einen Louisd'or daraus hervor, zupfte seinen Diener am Mantelkragen, und hielt ihm, als dieser sich auf seinem Sitze herum wendete, das Goldstück hin, indem er sprach:

„Du bist, im Grunde genommen, ein ehrlicher, guter Mensch, Christian, trotz Deinem unaufhörlichen Widersprechen und Deiner Schlafsucht. Na, so greif zu, Pinsel! Du siehst, ich weiß Treue und Redlichkeit zu lohnen. Nimm denn diesen Louisd'or! Aber versprich mir, Freund —“

Herr von Apfelmus erröthete immer stärker, je mehr Christians Auge verwundert nach ihm starrte. „Versprich mir, keinem Menschen zu sagen, auf welche Weise wir zu dem Jungen gekommen sind. Denn siehst Du, mein lieber Christian,“ fuhr er in höchster Verlegenheit fort, „der Zufall begabte den Kleinen mit gewissen ausdrucksvollen Zügen, ich sage Zügen (er hustete), wie gesagt Zügen, die fast für Familienzüge gehalten werden und uns in Verdacht — das heißt in Verlegenheit bringen könnten. Du verstehst, Christian. Das Fräulein Elise

— meine Hochzeit — Na, Du bist ein guter Mensch, wirst mein Unglück nicht wollen und daher aufs allerstrengste schweigen."

Christian konnte, trotz dem, daß sein Herr sehr langsam und in abgebrochenen Sätzen sprach, was ihm jedenfalls Zeit ließ, jedes Wort deutlich zu hören, dennoch nicht errathen, was sein Herr meine.

Er griff nach dem Louisd'or, beäugelte ihn wohlgefällig, warf endlich einen fragenden Blick auf seinen Herrn, und ließ diesen dann unwillkührlich auf dem Knaben ruhen.

„Hm, hm," meinte er! Denn, die Wahrheit zu gestehen, er glaubte aus Dankbarkeit thun zu müssen, als verstehe er das Räthsel. „Hm, hm," wiederholte er, und schob verlegen die Mütze auf seinem Kopfe herum.

Herr von Apfelmus erschrack vor diesem hm, hm. Es galt ihm für Bestätigung seiner Meinung, daß des Knaben Aehnlichkeit mit ihm Jedermann in die Augen fallen müsse. Er sah seitwärts zum Wagen hinaus, um den pfiffigen Blicken Christians nicht zu begegnen, und fuhr nach einer Pause fort:

„Gewiß ist es, daß die Menschlichkeit es mir

zur Pflicht macht, mich dieses Knaben anzunehmen. Auch will ich das Vertrauen, welches seine Mutter mir bewiesen, indem sie ihn an mein väterliches Herz, das heißt," verbesserte er sich schnell, „indem sie ihn in meinen Wagen gelegt, nicht täuschen."

„Was!" unterbrach ihn Christian, indem er sich rasch herumwendete auf seinem Kutschersitze, und seinen Herrn mit großen Augen anstarrte.

Plötzlich schien ihm eine helle Leuchte aufgegangen zu sein. „Der Teufel," rief er, „das kommt unerwartet."

„Freilich, lieber, treuer Freund," antwortete Apfelmus. „Aber, lache nicht, Christian! Hilf mir lieber etwas aussinnen, wie wir es klug bemänteln, wie sich die Sache eigentlich verhält und zugetragen. Namentlich da die Aehnlichkeit —"

Christian stopfte sich einen Zipfel seines Mantels in den Mund, um nicht laut zu lachen. — Der Wahn seines Herrn schien ihm doch gar zu närrisch. Doch begriff er, daß er, je ernster er darauf einginge, desto reicher sein guter Rath gelohnt werden würde, er sprach daher, mühsam sein Lachen unterdrückend:

„Freilich, die Aehnlichkeit! Wie ein Ei dem

andern! Es wird sich schwer ableugnen lassen! Indeß glaube ich, wir sollten wohl Etwas vorfinden können, das —"

„Erfinde, mein lieber Christian," bat Apfelmus ängstlich, indem er einen zweiten Louisd'or hervorsuchte. „Erfinde, denn ich muß Dir gestehen, ich fühle die väterliche Liebe sich in meinem Herzen regen — den Jungen! Nein, um die Schätze der Welt würde ich ihn nicht wieder von mir lassen. und — und Fräulein Elise — ich kann doch nicht wissen, wie sie das aufnehmen wird."

„Sie könnten ja sagen," meinte Christian, „der kleine Mensch sei das Kind Ihres Bruders und Sie hätten sich seiner väterlich anzunehmen beschlossen."

„Ich verstehe," erwiderte Apfelmus, „dadurch würde allerdings die Familienähnlichkeit gerechtfertigt — indeß, der fatale Umstand ist nur, daß alle Welt weiß, daß ich nie einen Bruder gehabt und stets nur der einzige Sohn meines Vaters gewesen bin."

„Halt! Jetzt hab' ichs," rief Christian. „Sie sagen, Ihr Herr Vater sel'ger habe einen Bruder gehabt, der einen Sohn gehabt, wel-

cher gestorben und Ihnen den Jungen vermacht habe, auf daß Sie ihn erziehen und aus ihm eben so einen klugen, gescheuten Mann bilden, wie Sie selbst sind.“

„Das läßt sich hören,“ sprach Apfelmus, sich vergnügt die Hände reibend. „Demnach wäre der Junge mein Neffe und die Aehnlichkeit nicht auffällig. Es bleibt dabei, Christian! Ich befolge Deinen guten Rath, vergiß nur Du nicht, daß Du schweigen sollst.“

Die Sache war abgemacht. Christian wendete sich seinen Pferden zu, ließ die feurigen lustig vorwärts traben, indeß Apfelmus sich eines stillen, wohlbehaglichen Gefühls erfreute, wie es Jedem zu Theil wird, der vor einer Gefahr erbebt, und diese schonend an sich vorüberziehen sieht.

Wir finden Apfelmus nach einigen Wochen in seinem Hause wieder, und allerdings dürfen wir erstaunt sein, die erwartete Gemahlin nicht an seiner Seite, anstatt ihrer aber die gewandte Frau Liesel mit erhöhtem Selbstgefühl die Zügel des Hauswesens führen zu sehen wie vor und nach.

Die Hochzeit, nach welcher Apfelmus geschmachtet, ist also noch nicht vollzogen worden? hören wir den freundlichen Leser fragen.

Wir sind gezwungen, mit Nein zu antworten und hinzuzusetzen, daß sie auch wahrscheinlich niemals vollzogen werden wird.

Die Ursache beeilen wir uns hiermit anzugeben.

Seit zwanzig Jahren nämlich bewegte sich als Haushälterin mit geräuschvoller Rührigkeit und noch mehr Wohlbehagen Frau Liesel im Hause des Herrn von Apfelmus.

Sie war als eine sehr arme, sehr demüthige Wittwe in ihrem vierundzwanzigsten Jahre in des gutmüthigen Herrn Dienste getreten. Doch verlor sich die letztere Eigenschaft fast eben so schnell, als sich die erste verringerte, und Frau Liesels Stolz wuchs mit jedem Thaler, den sie heimlich zu ihren erbeuteten Schätzen fügen konnte.

Herr von Apfelmus gewann niemals Zeit, den Gedanken, sein Hauswesen sei nicht aufs Allervortrefflichste bestellt, aufkommen zu lassen. Frau Liesel hatte es sich zum Gesetz gemacht, ihm früh und Abends mit deutlichen Worten zu wiederholen, daß

Niemand auf der Welt es verstehe, eine Wirthschaft besser zu führen als sie, und daß er ihr Dank schulde sein ganzes Leben lang, daß sie ihm aus dem Wirrsal, welches bei ihrem Eintritte ins Haus darin geherrscht, ein wahres Paradies an Ordnung und Nettigkeit geschaffen habe.

Apfelmus konnte es sich nicht ableugnen, daß es ihm nirgends so gut gefalle als zu Haus, er sich nirgends wohler und bequemer fühle, als in seinem Zimmer und ihm selten ein Gericht so gut munde, als die Speisen, die Frau Liesels geschickte Hand ihm zu bereiten verstehe. Seine kühnsten Ansprüche erstreckten sich auf ungestörte Bequemlichkeit, eine gut besetzte Tafel, ein gutes Glas Wein und die möglichste Einigkeit unter seiner Dienerschaft.

Die Wahrheitsliebe erheischt es zu gestehen, daß Frau Liesel redlich dafür sorgte, seine Liebhabereien zu befriedigen.

Da ihre Herrschaft im Hause sich mit jedem Jahre erweiterte, so geschah es bald, daß sie als einzige Befehlshaberin dastand, und Herr von Apfelmus sich so gut unter ihr Scepter beugen lernte,

als es bei seinen Dienern schon längst der Fall war.

Er befand sich wohl in dieser Abhängigkeit und vielleicht war sie sogar seiner Ruhe förderlich, denn jedenfalls hielt sie ihn von Manchem zurück, was er aus Gutmüthigkeit oder Leichtsinn gethan haben würde, hätte ihn die Furcht vor den Vorwürfen der Frau Liesel, die über Alles streng Rechenschaft forderte, nicht zurückgeschreckt. Dennoch ließ er sich die Macht der emporstrebenden Frau nicht ganz über den Kopf wachsen. In einem Punkte blieb er Herr — und zwar, dem geheimsten Wunsche der Haushälterin zuwider, im Punkte seines Herzens. Von allen Schwachheiten nämlich, die ein Mensch begehen könne, dünkten ihm die unverzeihlichsten diese: wenn ein Mann von reinem Adel, wie er war, entweder unter seinem Stande heirathe oder seinen geehrten Stamm aussterben lasse.

Was auch Frau Liesel über diesen Punkt philosophiren mochte und wie sie auch trachtete, diese Absicht als veraltet und lächerlich darzustellen, Apfelmus blieb fest und erklärte mit Bestimmtheit, er werde ein ebenbürtiges Fräulein suchen, ihr seine Hand bieten, sie zu seiner Gemahlin machen und

— seinen Reichthum allein seinen Kindern hinterlassen.

Als aber Jahr um Jahr verstrich und der Herr immer noch keine Braut gefunden hatte, schliefen die Besorgnisse der Frau Liesel nach und nach ein, und die Hoffnung, dereinst, wenn auch nicht die Hand des Gebieters, doch seinen Reichthum zu erlangen, erstand immer zuversichtlicher in ihr.

Es ist daher zu begreifen, daß, als endlich der Herr von Apfelmus ihr mit hochrothem Antlitz gestand, er habe um die Hand des Fräuleins von Distelfink geworben und sei durch ein Ja beglückt worden, auch, daß die Vermählung in Kurzem vollzogen werden würde, Frau Liesel vor Schreck und Ueberraschung das erstemal in ihrem Leben keine Worte fand, ihre Gefühle auszusprechen, und wie weiland Frau Loth gleich einer Bildsäule dastand. Herr von Apfelmus hatte dies Bekenntniß wohlberechnet bis zum letzten Augenblicke verschoben, er fürchtete die Einwendungen, welche Frau Liesel machen könnte und gewiß machen würde; ihr Schweigen überraschte ihn daher nicht weniger, als sie seine Rede, nur war das Gefühl von seiner Seite angenehmer.

„Ich reise jetzt ab," sprach er, Frau Liesels Erstarren benutzend, „und kehre in sechs Wochen zurück. Alles muß blank, sauber und schön sein bei meiner Zurückkunft. Maler, Tapezierer und Tischler sind bestellt. Sie werden dafür sorgen, gute Frau, daß Alles bestens ausgeführt werde, auf daß meine Gemahlin bei ihrem Eintritt ins Haus Ursache habe, so zufrieden mit Ihnen zu sein, wie ich es bis jetzt war!"

Nach diesen Worten eilte er aus dem Zimmer zu kommen und sprang so rasch in den Wagen, als es ihm bei seiner Korpulenz möglich war, denn eben schien sich die Erstarrung der Haushälterin in einen unaufhaltsamen Redestrom auflösen zu wollen.

„Fahr zu, Christian," rief Apfelmus ängstlich. „Laß die Pferde auftreten so rasch, als sie es vermögen!"

Und Christian folgte dießmal seinem Herrn ohne Widerrede, war doch auch er erschrocken vor dem zornigen Antlitz der ihrem Herrn bis auf die Straße nacheilenden Frau.

„Ei, seht mir doch," eiferte die Gereizte, als sie sich allein im Zimmer sah. „Ich bin dem alten

Faselhans wohl nicht gut genug, daß er eine andere Wirthin ins Haus bringen will?

Und er meint wohl, ich soll mich in die Launen eines stolzen, unwissenden Weibes schmiegen, nachdem ich zwanzig Jahre hier befohlen? Ich, einer Uebermüthigen gehorchen?

Wozu braucht der alte Narr eine Frau? Bin ich ihm nicht die beste Wirthin? Nicht eine wohlmeinende, treue, ja ich darf sagen die beste Rathgeberin und Freundin?

Und noch dazu das Fräulein Elise, die sich einbildet, alle Weisheit allein zu besitzen? Nun, die könnte ich eben hier brauchen, ha, ha, ha! Wahrhaftig, so eine Gelehrte fehlte uns noch!

Hat er mich doch," fuhr sie nach einer Pause entschlossen fort, „hat er mich doch selbst das Sprichwort gelehrt: Wer eine Liesel im Hause hat, braucht keinen Kettenhund! Das heißt, sein Haus ist bewacht und vor jeder Gefahr geschirmt, so wenigstens hat er es mir erklärt, als er mit einem zufriedenen Lächeln meiner Ordnungsliebe gedachte. — Doch haben die Kettenhunde wohl noch andere gute Eigenschaften, wo es gilt. Ein guter Ketten-

hund ist auch bissig und läßt keinen andern leicht in seine Hütte.

Hm, hm, Fräulein Elise ist noch nicht im Hause und ihren Eintritt werde ich schon möglichst zu verhindern suchen. — Ist doch die alte Köchin des Herrn von Distelfink eine ehemalige Bekannte von mir.

Ei, mein sel'ger Vater war gewiß ein kluger Mann; er pflegte zu sagen, man müsse es auch mit dem Küchenjungen nicht verderben, indem uns derselbe, wenn auch nicht nützen, so doch schaden könne.

Ich stehe zwar in meinem Range hoch über der Frau Köchin, doch will ich für den Augenblick allen Stolz bei Seite setzen und die alte Freundschaft wieder anknüpfen. — Ich will der Köchin schon einen Floh ins Ohr setzen! Das Fräulein soll die Lust verlieren, hier als Herrin zu prunken!"

Wir wissen nicht, welcher Worte sich Frau Liesel bedienen mochte, als sie in den nächsten Tagen der fraglichen Köchin begegnete, sie begrüßte und mit rührender Rede an die alte, schöne Freundschaft erinnerte. Wir wissen auch nicht, wie sinnig und gefühlvoll die Küchenregentin ihrer vornehmen Freun-

din geantwortet hat. Nur so viel können wir mit Gewißheit versichern, daß nächstfolgenden Abend beide Freundinnen in Frau Liesels Gemach im allerinnigsten Vertrauen beisammen saßen und bei gutem Wein und excellenter Torte über schlechte Zeiten, mit andächtigen Blicken und frommen Seufzern über die Verdorbenheit der Menschen sich aussprachen.

Und wirklich mußte die Verdorbenheit groß sein! Denn die beiden, gewiß sehr gerechten Richterinnen vermochten auch nicht eine Seele im weiten Kreise ihrer Bekanntschaft aufzufinden, die sie als fehlerfrei hätten passiren lassen können. Am Allerschlimmsten jedoch erschienen nach ihrer gewissenhaften Darstellung Herr von Apfelmus und Fräulein Elise Distelfink.

Beide Frauen konnten, troz der nachsichtsvollen Güte, deren sie sich bewußt waren, nicht ein gutes Häärchen an ihren Herrschaften rühmen.

Der gemüthvollen Köchin leuchtete Frau Liesels frommer Entschluß, dies Bündniß, koste es, was es wolle, zu trennen, vollkommen ein und Beider Klugheit gelang es nach kurzer Ueberlegung die sichersten Mittel zu finden, dies zu bewerkstelligen.

Frau Liesels diplomatisches Genie erstand im vollen Glanze, je mehr sie der Verbündeten die Vortheile auseinandersetzte, warum diese gefährliche Allianz nicht geschlossen werden dürfe; und die Köchin, mit großem Scharfsinn jedes Wort auffassend und klüglich erwägend, reichte ihrer Alliirten, von der Wahrheit ihrer Rede durchdrungen, bewegt die Hand. „Rechnen Sie ganz auf mich, Wertheste," lispelte sie, „denn so wahr ich auf das Glück hoffe, Ihren herrlichen Sect nicht das letzte Mal gekostet zu haben, so soll Fräulein Elise, noch ehe vierundzwanzig Stunden vergehen, Wort für Wort wieder erfahren."

„Ich rechne auf Sie," erwiderte Frau Liesel mit Herablassung, doch würdevoll, indem sie der gerührten Vertrauten eine von ihren Spitzenhauben als freundliche Erinnerung huldvoll lächelnd darreichte. „Nur keine Namen genannt, Beste!" unterbrach sie den Ausstrom von Dankgefühlen der hoch entzückten Köchin. „Nur Niemand compromittirt! Es gnügt vollkommen, wenn Sie sagen, daß Sie Ihre Nachrichten in der Fleischbank oder am Bäckerladen eingesammelt haben. Die Menschen, welche darüber sprachen, waren Ihnen un-

bekannt und schienen Fremde zu sein. Ha, wahrhaftig, das geht! Fremde aus jenem Orte, wo der Skandal geschehen!"

Wunderbar sind überall die Wege der Vorsehung und bemerkenswerth vor Allem ist es, wie Zufall an Zufall sich reihen müssen, um der Lüge den Schein der Wahrheit zu geben, damit des Schuldlosen Glück untergraben werde und die Bosheit triumphire.

Wollten wir jedoch, wenn es sich also ereignet, an der Weisheit der Vorsehung irre werden, so muß uns der geschärfte Blick auf das Resultat ihres Waltens hinlänglich deuten, daß sie zwar tiefe, unerforschliche Wege einschlägt, dennoch gerade dort die edelsten, erhabensten Zwecke ausführt, wo unsere Kurzsichtigkeit am meisten von Zweifel gegen sie befangen war.

Wer schaudert nicht vor der Bosheit einer durch Wohlthaten fett gemästeten Dienerin, die, um niedrigen Eigennutzes willen, ihren guten Herrn nicht nur verleumdet, sondern um sein süß geträumtes zukünftiges Glück bringt.

Und wer ist es, der nicht alsobald ruft: „Nein, solch einen Frevel wird die Gerechtigkeit des Himmels nie geschehen lassen!“

Geduld, lieber Leser! Der Himmel läßt es geschehen! er begünstigt sogar die Lüge und drückt ihr gleichsam selbst den Stempel der Wahrscheinlichkeit auf, indem er Dinge herbeiführt, an deren Möglichkeit selbst die Bosheit nicht geglaubt.

Warum dieß Alles so und nicht anders geschieht?

O kurzsichtiger Mensch!

Wird es Dir denn nicht klar, daß eine milde, erbarmende Gottheit allein um der armen, schuldlosen Waise Schicksal sicher zu begründen, der Bosheit den augenblicklichen Sieg verlieh; da sie ja doch im schlimmsten Falle nur den Wahn von Glück, den der alte Herr nährte, nicht aber sein wirkliches Wohlbehagen störte und es in ihre Macht gegeben war, jeden Augenblick den Schleier zu lüften, womit die Wahrheit jetzt verhüllt ward.

Frau Liesels Plan gelang über Erwartung.

Fräulein Elise war kein Weib, das ihrem Gemahle einen Fehltritt verziehen hätte, und wäre dieser auch zehn Jahre vor ihrer Bekanntschaft began=

gen worden. Sie selbst hatte sich verglichen und verglich sich noch täglich mit einer reinen Lilie (in diesem Punkte hegte sie mit Frau Liesel gleiche Grundsätze — Beide hielten es für unerläßliche Pflicht, sich möglichst selbst zu rühmen). Fräulein Elise hielt sich demnach für so fleckenlos rein, daß sie von dem Manne, dem sie ihr jungfräuliches Herz widmen sollte, ein Gleiches verlangen zu müssen glaubte. Es lag in ihrem Wesen etwas, das dem Widerspruch allen Muth raubte, gegen ihre Behauptungen aufzutreten, denn ihr stand eine Fülle von Worten zu Gebote und eine so gellende Trompetenstimme, wenn sie eindringlich sprechen wollte, sie wußte die Worte so scharf zu setzen und im Nothfalle fühlbar zu bekräftigen, daß ihre Rede selten unterbrochen und niemals widerlegt ward.

So war es ihr gelungen, die Ansichten, die sie von sich hegte, Andern gleichsam einzuimpfen. Kein Mensch aus ihrer nähern Umgebung wagte daher laut zu zweifeln, daß das Fräulein wirklich in Allem mit einer Lilie zu vergleichen sei.

Wir können uns daher vorstellen, wie der Zartsinn der Köchin erschüttert ward, als Frau Liesel mit O und Ach, mitleidigem Achselzucken und heimlichen Seufzern der oftmaligen Reisen ihres

Herrns, seines natürlichen Leichtsinnes und der vielfältigen Versuchungen gedachte, welchen er ausgesetzt gewesen, und endlich, wie schwach die Männer leider überall seien.

Die Köchin verstand jeden Wink. — Allein da sie dem lilienreinen Fräulein eine gleiche Fassungskraft nicht zutraute, so glaubte sie stärkere Farben auftragen zu müssen, bis die sanfte Lilie Alles verstand und zur grimmig erglühten Feuerrose ward und ihrem gepreßten Busen durch einen Strom von Verwünschungen und Schmähreden gegen Apfelmus Luft machte.

Frau Liesel triumphirte, als sie von ihrer Verbündeten des Fräuleins Entrüstung erfuhr, so wie die Worte, die selbige im größten Zorne mehr denn einmal wiederholt:

„Niemals solle Apfelmus sich wieder vor ihr blicken lassen! Sie werde ihm den Verlobungsring zurücksenden! Alles sei aus zwischen ihr und ihm!"

Indeß bei ruhigem Ueberlegen fielen dem Fräulein mancherlei Dinge ein, welche sie bewogen, nicht allzurasch zu handeln.

Zuvörderst gedachte sie des herrlichen Rittergutes, welches Apfelmus besaß, seines großen Ver-

mögens und wie schön es sein müsse, in eigener, reicher Equipage bei ihren minder begüterten Freundinnen vorzufahren. Welche glänzende Feste eine reiche Frau veranstalten könnte. Welchen Neid sie durch ihre reichen Toiletten und das prächtige Ameublement ihres Hauses erregen würde, daß hundert Andere im Besitze Alles dessen sich überglücklich schätzen würden, und — Apfelmus im Ganzen nur als Zugabe gleichsam betrachtet werden könne, da es ihm gewiß nie in den Sinn kommen würde, sich die Herrschaft in seinem Hause anmaßen zu wollen.

„Möge er gethan haben, was er wolle," sprach sie, „zu beweisen ist es ja doch nicht, und in Zukunft soll meine geschickte Hand ihm schon den Zügel kurz fassen, ich habe nicht umsonst achtunddreißig Jahre — halt!" Hier brach das Fräulein rasch ab, indem sie vor dem Spiegel hüpfte, und eine zarte Rosenknospe ins Haar steckte. „Kein Mensch giebt mir mehr als vierundzwanzig," lispelte sie lächelnd, „das sagen mir ja das Stubenmädchen und die Köchin täglich."

„Sie will dennoch?" rief Frau Liesel mit Entsetzen, als ihre Freundin ihr den Wankelmuth des Fräuleins verkündete.

„Sie will,“ antwortete Jene, „wenn wir ihr nicht die gültigsten, sprechendsten Beweise geben, daß dem wirklich sei, wie ich gesagt.“

„Beweise,“ wisperte Frau Liesel, ängstlich die Hände ringend — „und noch dazu sprechende! Mein Himmel, wo sollen uns denn diese herkommen?“

Frau Liesel hatte den Himmel nicht umsonst angerufen, er arbeitete ihren Wünschen in die Hände, auf eine Weise, die selbst ihre kühnsten Hoffnungen überflügelte.

Herr von Apfelmus fuhr vor, er stieg gravitätisch aus, hob einen überaus lieblichen Knaben aus dem Wagen, und trat den Kleinen auf seinem Arme ins Zimmer.

Der Haushälterin scharfe Blicke, ihr sichtbares Erstaunen verwirrten die Rede des kleinen Herrn, die er seit länger als vierundzwanzig Stunden einstudirt hatte, er hustete, erröthete, er trocknete sich den Schweiß von der Stirn und stammelte endlich mit unsicherer Stimme:

„Der Kleine ist mein Neffe, liebe Frau Liesel! Fragen Sie nur den Christian, der wird Ihnen

Alles bestätigen. — Oder nein, nein, fragen Sie ihn nicht, es ist ganz und gar nicht nöthig.

Also mein Neffe, Gyula, er ist nach mir getauft, und Gyula heißt zu deutsch Julius — doch das hat so wenig auf sich, als daß er mir ähnlich sieht, denn sehen Sie, liebe, charmante Frau Liesel, das geht ganz mit rechten Dingen zu, da unsere Väter Brüder — nicht doch," verbesserte er sich, „vielmehr meinte der Christian, meines Vaters Bruder habe einen Sohn gehabt, dessen Kind der kleine Gyula ist. Na, jetzt sehen Sie doch, daß es ganz natürlich zugeht, nämlich, daß der allerliebste Junge mir ähnlich ist und in der Taufe meinen Namen bekommen hat.

Das Kind sollen Sie mir erziehen helfen, meine liebe Frau Liesel," fuhr Apfelmus fort, da die Haushälterin noch immer kein Wort sprach und in Gedanken schnell berechnete, wie herrlich dieses Kind sich ihren Plänen anpassen lasse.

„Erziehen helfen," wiederholte Apfelmus, „denn — denn — was auch immer die Welt sagen möge, ich bin entschlossen, das Kind von meines Vaters-Bruders-Sohn hier, hier im Hause bei mir zu behalten!"

Frau Liesels volles Gesicht wiegte sich freundlich hin und her auf dem fetten Halse, dann überstrahlte es, zu ihres Herrn großer Freude, plötzlich ein sonniges Lächeln. „Ei," sprach sie, „gnädiger Herr, wem geht es denn etwas an, was wir thun? Das liebe, schöne Kind!" sie neigte sich zu Gyula herab, dem sie die Wange sanft streichelte, „es sehe uns ähnlich oder nicht, wir behalten es im Hause, lieben und pflegen es wie unser Kind, und wer Anstoß an dieser christlichen Handlung nimmt, der kann von uns entfernt bleiben!"

Warte, Fräulein Pfauhahn," wisperte sie für sich, „jetzt sind die sprechenden Beweise da, und — wiewohl der alte Narr gewiß nicht näher mit dem Kinde verwandt ist, als ich es bin, so soll und muß Elise glauben, es sei sein Sohn. — Am Ende gelingt es mir, ihm dieß selbst einzureden, er glaubt mir ja das Fabelhafteste aufs Wort."

Apfelmus fand, daß er ganz umsonst vor dem Zorne seiner Haushälterin gezittert hatte und daß die Frau wirklich viel besser und traitabler sei, als er geglaubt. — Die Wahrnehmung, daß er sich auf so angenehme Weise getäuscht, ließ ihm nach einem Stück schweren Seidenzeug greifen, das eigentlich

seiner Braut bestimmt war und es der Haushälterin mit den Worten überreichen: „Nehmen Sie das, liebe Frau! Sorgen Sie mir für den Kleinen und pflegen Sie ihn mütterlich. Sie sehen, mein Herz hängt an dem Kinde, das — das die Vorsehung in meine Hände geführt. Es ist ein lieber, kleiner, wahrlich recht schöner Junge! Und — und wenn irgend Jemand ein anzügliches Wort über seine Aehnlichkeit mit mir äußern sollte —"

„Dem will ich die Gründe erklären," fiel Frau Liesel ein, indem sie den kostbaren Stoff freudig beäugelte.

Vierundzwanzig Stunden nach der Rückkehr des Herrn von Apfelmus wußte die ganze Stadt, daß er einen Sohn mitgebracht habe, der ihm gleiche, wie ein Tropfen Wasser dem andern.

Fräulein Elise hatte nimmer zuvor erkannt, wie viel treue Freundinnen sie wirklich habe, als an dem Tage, welcher der Ankunft ihres Bräutigams folgte, da von früh an ihr Zimmer nicht leer ward von Besuchenden, die sie ob der gehörten Nachricht bedauerten, bemitleideten, zur Ent-

sagung anspornten und ihr versicherten, sie Alle würden bei ähnlichem Falle eine Rechtfertigung gar nicht anhören und — ohne Weiteres den Verlobungsring zurücksenden ꝛc.

Elise fühlte ihre Wangen erglühen, das Auge sich befeuchten, das Herz überwallen in ihrer Brust, denn wie gern sie auch Manches übersehen hätte, nach den Betrachtungen, die sie in der letzten Zeit angestellt, so fühlte sie doch, sie dürfe in den Augen ihrer Freundinen ihrer Lilienreinheit Nichts vergeben — Mithin mußte sie brechen, wenn — Apfelmus nicht zerknirrscht Abbitte leiste.

Nach langem Hin- und Herschwanken, wie sich die Sache am Klügsten einleiten lasse, sandte das Fräulein ihre treue Köchin an Frau Liesel ab, und ließ diese freundlich bitten, zu ihr zu kommen.

Frau Liesel folgte freudig dem Rufe und jetzt setzte ihr das Fräulein mit vieler Würde auseinander, daß bei obwaltenden Verhältnissen, sie nimmer blindlings in die Vermählung mit Apfelmus willigen könne, da dieselbe ihren Werth in den Augen Anderer schmälern müsse. Sie sende daher dem Herrn von Apfelmus den Verlobungsring zurück, und werde denselben nicht eher wieder von ihm an-

nehmen, bis er sich rein gewaschen habe von der Schuld, welche ihm die Welt aufbürde.

So vortrefflich auch das Fräulein ihre heroische Rolle einstudirt hatte, so übertraf Frau Liesel, die aus dem Stegreif spielte, die Gnäd'ge an Meisterschaft.

Sie küßte die Fingerspitzen des Fräuleins und gestand unter Thränen, daß sie sich gezwungen fühle, ihr Recht zu geben, allein nicht nur ihr guter Herr, sondern auch sie würden den Schmerz nicht überleben, ihre schönsten Hoffnungen zertrümmert zu sehen, durch ein Ereigniß, das sich nun einmal leider nicht rückgängig machen lasse.

Der schuldbewußte Herr von Apfelmus habe gestern und heut noch nicht gewagt, hierher zu kommen, doch sei sie überzeugt, daß, wenn sie ihm den Verlobungsring wirklich zurückbringe, er auf Flügeln der Liebe hereilen, sich dem angebeteten Fräulein zu Füßen werfen, und de- und wehmüthig ihre Versöhnung erflehen würde. Ach, sie solle doch dann nicht grausam sein, um nicht sie zugleich mit ihrem Herrn um die schönsten Hoffnungen ihres Lebens zu bringen.

Elise sträubte sich verschämt, sie schien uner-

bittlich auf ihrem Entschlusse verharren zu wollen und drückte endlich, um nur den Schmerz der Haushälterin zu besänftigen, der Weinenden ein abgetragenes Umschlagetuch in die Hand, mit dem Bemerken, Frau Liesel solle dieß ihr Lieblingstuch zur Erinnerung an sie tragen, und dabei glauben, daß es ihr gewiß recht leid thue, daß sie mit so einer wackern, redlichen Frau nicht in ein näheres Verhältniß treten könne, wenn — Apfelmus sie nicht versöhne!

Das geizige Fräulein glaubte Wunder, was sie gethan, indem sie der Haushälterin das Tuch geschenkt. Auch würde sie sich in keinem andern Falle zu so einer außergewöhnlichen Großmuth haben hinreißen lassen. Da es ihr jedoch vor Allem um die Gunst der Frau zu thun war, und sie aus eigener Erfahrung wußte, welchen Einfluß die Reden gewisser Dienstboten auf ihre Herrschaften üben, so entschloß sie sich zu dem Geschenke, um damit, wie sie meinte, den Herrn von Apfelmus zu ihren Füßen zurückzulocken. Im Geheimen aber dachte sie, während sie leutselige, gütige Worte sprach: Laß mich nur erst Frau von Apfelmus sein! Du,

kecke heuchlerische Frau Liesel, Du sollst die Erste sein, die springen muß!

Frau Liesel betrachtete dagegen, kaum als sie in ihrem Zimmer angelangt war, das Tuch mit einer Geringschätzung ohne Gleichen.

„Dieser Lappen," sprach sie, des Fräuleins Geschenk in eine Ecke schleudernd, „dieser Lappen müßte entscheiden, wenn noch das allermindeste Schwanken in mir wäre!

Nein, lieber will ich drei Knaben im Hause sehen, als solch eine geizige, gezierte Närrin, die sich einbildet, man werde sich die Haare ausraufen, daß sie nicht Gebieterin der vollen Kisten und Kasten wird."

Herr von Apfelmus empfing seinen dem Fräulein gegebenen Verlobungsring durch Frau Liesel zurück und eine, durch der Haushälterin Wortfügung so deutliche, entschiedene Zurückweisung von derselben, daß ihm aller Muth verging, jemals wieder an des Fräuleins Thüre anzuklopfen.

Er bequemte sich zu der frühern Lebensweise. Alles ging seinen gewohnten Gang, außer, daß Frau Liesel mit jedem Tage aufmerksamer auf seine Wünsche und freundlicher mit ihm und Gyula

ward, was dem gutmüthigen Mann, der den häuslichen Frieden über Alles liebte, ungemein wohl that und ihn bewog, ihr die Verschreibung eines ansehnlichen Legat's zu geben, wenn sie fortfahren wolle, seinen kleinen Liebling mütterlich zu lieben. So sah Frau Liesel zwei ihrer innigsten Wünsche erfüllt: die Heirathsgedanken waren aus dem Kopfe ihres Herrn für immer verscheucht und — ihre Existenz nach seinem Tode war gesichert.

Gyula, der sich mit großer Liebe behandelt sah, und durch Nichts an seine frühere Kindheit erinnert ward, sich zu dem in einem Alter befand, in welchem Kinder so leicht vergessen, vergaß wirklich bald nachher Alles, was mit ihm geschehen und lernte glauben, Herr von Apfelmus sei sein Oheim, weil man ihm so gesagt und ihm befohlen hatte, den Mann, der ihm so mild und freundlich begegnete, also zu nennen.

Er wuchs blühend und schön heran und ward durch sein überaus holdseliges Benehmen gar bald so sehr der Liebling der Frau Liesel, daß es zweifelhaft war, wer mehr geneigt sei, das Glück des Knaben zu gründen, ob der gegen alle Menschen

liebevolle Apfelmus, oder die einzig an ihren Vortheil denkende Frau Liesel.

Die Jahre gingen vorüber im schnellen Flug.

Aus dem Kinde war ein Jüngling geworden, der an geistigen und körperlichen Vorzügen Wenige seines Gleichen fand.

Herr von Apfelmus, den das Alter nur liebevoller und großmüthiger gegen seinen vermeintlichen Sohn stimmte, hatte seinen Vorsatz schon längst erklärt, ihn allein zu seinem Erben einzusetzen. Allein den Tod fürchtend und wie so viele Menschen glaubend, er könne eher sterben, wenn er ein Testament mache, verschob, so sehr auch Frau Liesel darauf drang, diesen Akt von einem Tage zum andern, bis ein plötzlich eingetretener Schlagfluß ihn der Macht beraubte, irgend eine gerichtliche Anordnung zu treffen.

Früh beim Aufstehen gesund und munter wie immer, fand der Abend den guten Apfelmus erstarrt und kalt.

Er war todt!

Gyula's Verwandtschaft mit dem Gestorbenen konnte durch Nichts erwiesen werden. Ein Testament war nicht da. Die Aussage der Haushälterin ward als vages Geschwätz aufgenommen, so theilten sich Andere in den reichen Nachlaß. Gyula ging leer aus.

Zum Glück hatte Frau Liesel sich in den langen Jahren ihres Dienens ein kleines Vermögen zusammengeschlagen, dieses, so wie das ansehnliche Legat, konnte ihr Niemand streitig machen — sie zog ihre außenstehenden Capitalien ein, übersiedelte in das Nachbarländchen eines gütigen Fürsten, kaufte daselbst ein Landgütchen und zog mit Gyula, der für den Augenblick nichts Besseres wußte, als seiner alten Pflegerin zu folgen, hierher.

Der Tod des Herrn von Apfelmus, so wie die entstandenen Erbstreitigkeiten, hatten jedoch eine Verwirrung in dem jungen Manne hervorgebracht, die selbst der Scharfsinn und die Gewandheit der Frau Liesel zu lösen nimmer vermochten.

Gyula hatte sich bis zu seinem zwanzigsten Jahre stets und von allen Menschen den Neffen des Herrn von Apfelmus nennen hören.

In der Schule, auf der Universität, auf sei-

nen Reisen, hatte er Gyula von Apfelmus geheißen, und niemals war es ihm eingefallen, daß er anders heißen könne. Jetzt, da es zu der Erbschafts-theilung kam, und aus der Nähe und Ferne alle Verwandten des Erblassers sich einfanden, machte man ihm die Ansprüche an diesen Namen streitig und nannte den Verstorbenen einen schwachen, gutmüthigen Thoren, der ihn Gott weiß wo, aufgelesen und ihm erlaubt habe, seinen Namen zu tragen, ohne die Beweise zu haben, daß der Jüngling ein Anrecht daran habe.

Gyula glaubte in die Erde sinken zu müssen, als Frau Liesel, durch ihre Liebe zu ihm getrieben, hervortrat und sich zu einem Eide erbot, Herr von Apfelmus habe erklärt, er sei ein Kind von seines Vaters Bruders Sohne, mithin ein Apfel-mus so gut wie er es gewesen.

„Wie ist das?" fragte ein kleines, dürres Männchen, hervortretend, „Ich bin des verstor-benen Vaters Bruders einziger Sohn!

Ich habe nie einen Sohn gehabt — Hier stehen meine Frau und meine sieben Töchter — sie können es beschwören, so gut, als ich es kann."

Gyula entsagte willig und gern der Erbschaft.

Aber eine tiefe Schaamröthe lagerte sich auf seine Wangen und hieß ihn sich schnell aus einem Kreise entfernen, in welchem man ihn, der die volle Liebe des Verstorbenen genossen, einen Eindringling schalt.

„Wer bin ich denn?" fragte er sich finster. „Bin ich denn nicht wirklich der Neffe des Erbleichten? Wie kam ich denn in sein Haus und er auf den Einfall, mich dafür gelten zu lassen?

Mein Gott, sage doch Du, liebe Liesel, die Du vierzig Jahre in des Oheims Hause warst und Alles weißt, wozu ward mir denn gesagt, daß ich Apfelmus heiße und ein Neffe des alten, guten Mannes sei? Wie kam ich denn zu Euch? Wer brachte mich Euch? Und wer bin ich denn eigentlich?

Wer waren meine Eltern? Wo ist mein Vater, meine Mutter, und warum blieb ich nicht bei ihnen? Warum kam ich denn zu Euch?" Frau Liesel weinte. „Ach Gyula," antwortete sie, den Jüngling an ihr Herz drückend, „weiß ich denn selbst, wie Alles so gekommen? Ach, mein Liebling! Mein Bestes auf der Welt! Ja, Gyula, das bist Du wirklich! Du zerreißest mir das Herz

mit Deinen Fragen! Ach, könnte ich es, ich wollte Dir gewiß den herrlichsten Namen geben, denn Niemand verdient es mehr, als Du — Aber leider vermag ich es heute noch nicht! Doch laß mich nur sorgen, ich dringe gewiß durch mit meinen Bitten, er ist ja so mild und gut und dann, was ich ihm mittheilen werde — —"

„Was meinst Du denn?" unterbrach sie Gyula. „Und von wem sprichst Du denn?"

„Ach, Gyula," fuhr Frau Liesel fort, „glaube es nur, wie ich Dich liebe, kann nur eine Mutter ihr Kind lieben — Laß es Dir vor der Hand genügen, mein Sohn zu sein! Sieh', mein Testament ist gemacht, gerichtlich, unumstößlich, Du sollst Alles haben, was ich in vierzig Jahren mühsam erspart, ich habe es auf dem hübschen Güthchen angelegt — Es ist Dein! Sei nur ruhig, Theurer! Was liegt auch an den Namen Apfelmus, da Dir die gottlosen Menschen das Vermögen entrissen haben? Gedulde Dich nur noch kurze Zeit! Gott wird mein Vorhaben gewiß segnen, und Du sollst einen Namen haben, den Dir Niemand streitig machen wird, so wenig wie mein Vermögen!"

Gyula empfand ganz die Liebe seiner alten

Pflegerin, dennoch vermochten ihre großmüthigen Versprechungen es nicht, seinen Schmerz zu zerstreuen.

„Nicht, daß ich kein Vermögen habe, gute Liesel, beklage ich," sprach er, „Ihr guten Menschen habt ja rege Sorge getragen, daß ich genug gelernt habe, um durch eigene Kraft mein Leben zu fristen. Aber: Wer gab mir dieß? Wer und wo sind diejenigen, die meine Familie bilden? Liesel! Du gute Alte, die Du meine Jugend so treulich gepflegt, weißt Du mir gar nichts über meine Kindheit zu sagen? Auch gewiß nicht, wie ich in Euer Haus gekommen bin?"

Frau Liesel hatte nicht mehr jenes herrschsüchtige, eigennützige Wesen, welches wir früher an ihr wahrgenommen. Die Gewißheit, daß Apfelmus nicht heirathen und ihre Rechte in seinem Hause nicht geschmälert werden würden, hatten ihr Gemüth beruhigt und diese Fehler gemildert.

Gyula's Hinneigung zu ihr, den sie pflegte und hätschelte, ließ ein so warmes Gefühl in ihrem Busen aufsteigen, dessen wirkliche Existenz sie nie zuvor geahnt hatte. Sie liebte den Knaben bald

mit mütterlicher Zärtlichkeit und diese Liebe veredelte ihr Herz und läuterte ihr Gemüth.

Von Stund' an dachte und handelte sie allein zu des Knaben Besten — Und wenn die Liebe zum Gelde sie auch wie früher und noch emsiger zusammenhäufen ließ, was möglicher Weise in ihre Hände gelangen konnte, so geschah es gewiß und wahrhaftig jetzt nur, um ihrem Liebling einst Alles zu hinterlassen, denn so unrecht dürfen wir der Klugheit der Frau Liesel nicht thun, daß wir denken sollten, die scharfsichtige Frau habe auch nur einen Moment geglaubt, Gyula könne der Sohn des Herrn von Apfelmus sein? Sie glaubte nicht einmal an die Möglichkeit der allerentferntesten Verwandtschaft zwischen Beiden. Da es jedoch ihren Plan, Apfelmus und seine Braut zu trennen, fördern mußte, wenn sie sich nicht nur gläubig stellte, sondern ihren Glauben laut äußerte, so that sie dieß; ja sie benutzte es gleichsam als eine neue Macht, die sie gegen ihren Herrn ins Feld rücken lassen konnte, wenn derselbe jemals einen ihr mißfälligen Schritt wagen sollte, indem sie geschickt auf die Aehnlichkeit anspielen konnte, welche der Vermuthung Raum gebe, Gyula könne dem Herrn

von Apfelmus leicht etwas mehr sein, als Vaters-Bruders-Sohnes Kind.

Wir haben die Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit des Verstorbenen geschildert, wir vergaßen zu bemerken, daß er, den guten Ruf seiner Sitten betreffend, außerordentlich zart dachte.

Hätte er glauben können, daß auch nur ein Mensch aus seiner Bekanntschaft den kleinen Gyula wirklich für seinen Sohn halten könne, er würde den Knaben, trotz seiner zärtlichen Liebe zu ihm, entfernt haben. Dennoch glaubte es kein Mensch so bestimmt, als er selbst, und keine Seele konnte den leisesten Zug von Aehnlichkeit auffinden, wo sie ihm täglich sprechender hervorzutreten schien.

Frau Liesel kannte alle Schwächen ihres Herrn; zudem hatte ihr Christian längst das Wahre gestehen müssen. Beide zuckten die Achseln und lächelten:

„Ei nun," sprach endlich Frau Liesel, „lassen wir ihn bei dem kindischen Wahne, wenn er ihn beglückt. Uns kann er ja nicht schaden!

„Desto mehr nützen," setzte sie für sich hinzu, „denn jetzt habe ich ihn in Händen und weiß, womit ich ihn zu Allem vermag.

Mein Gott," sprach sie bald nachher, den

Knaben genauer betrachtend, „wie kann ein Wahn das Auge dermaßen verblenden?“

Die schönen, regelmäßigen edeln Züge Gyula's entwickelten sich immermehr zu erhöhter Vollkommenheit. Frau Liesel dachte oft, wenn sie die stolze Haltung des Knaben sah:

Gyula muß ein Prinz sein! Gewißlich von hoher Abkunft und o, wie blind ist der kleine, dickwatschlige Apfelmus mit der kugelrunden Nase, den aufgeworfenen Lippen und den winzigen Augen, die wie zwei kleine Rosinen auf einen Pfefferkuchen gedrückt aus seinen braunrothen Wangen hervorblinzeln. Dieser jugendliche Adonis und er! Ich möchte wissen, wo da die Aehnlichkeit sitzt?“

Frau Liesel, deren Antheil an dem Knaben mit jedem Tage wuchs, hatten vergebens bei Christian geforscht und es mit dem, was Apfelmus ihr sagte, zusammengestellt, dennoch vermochte sie es nimmer zu ergründen, wem der schöne Knabe angehöre.

Als sie das Kind am ersten Abende entkleidet hatte, um es zu Bett zu bringen, entdeckte sie eine schwarze Schnur an dessen Halse.

„Was ist denn das, lieber Kleiner?“ hatte

sie gefragt, als sie sah, daß das Kind beide Hände auf die Brust drückte um etwas zu verbergen, was an der Schnur hing.

„Ach laß mir das, gute Frau," hatte Gyula gebeten. „Seppi hat mir befohlen, es immer zu tragen und — —"

„Wer ist denn Seppi," fragte Frau Liesel den Knaben streichelnd, „das ist wohl Deine Mutter?"

„Meine Mutter," schrie der Knabe mit schmerzlicher Stimme auf! „Ach, meine liebe, meine schöne Mutter!" Er drückte sein Köpfchen an Frau Liesels Brust und weinte heiße Thränen.

Nach einer Pause jedoch hob er den schönen Lockenkopf empor und bat: „Sprich nicht davon, gute Frau, denn Seppi hat mir gesagt, daß ich niemals, weder von meiner lieben Mutter noch dem guten, guten Vater reden dürfe — Ach, und Seppi war gewiß gut, er hat den armen Gyula auf seinen Armen getragen weit, weit. Aber ich muß ihm folgen und darf Dir nichts mehr sagen, weil er es mir verboten hat."

Frau Liesels Neugier erstarb in der Rührung, welche des schönen Knaben Hingebung in ihr hervor=

brachte. Sie fragte nichts mehr, drückte einen Kuß auf die herrliche Stirn des Knaben, legte ihn warm und weich in die schwellenden Kissen und hieß ihn ruhig schlafen.

Eine Stunde später jedoch sehen wir sie, eine brennende Kerze in der Hand, dem Lager des Kleinen näher schleichen.

Leise lüftete sie die Decke, welche sie zuvor über den Schlummernden gebreitet hatte, bis die schönen Schultern, endlich die zarte Brust des Knaben entblößt vor ihren Blicken lagen. Jetzt gewahrte sie ein herrlich gearbeitetes, goldenes Kreuz an schwarzer Schnur auf des Knaben Brust herabhangen.

Auf dem Kreuze standen Worte, die Frau Liesel, da sie in einer fremden Sprache waren, nicht lesen und verstehen konnte, zumal da sie das Kreuz nicht berühren durfte, um den Kleinen nicht zu wecken.

Doch betrachtete sie, von einem schnellen Gedanken durchblitzt, sowohl die Form als Größe genau.

Die Schnur war durch eine kleine Krone gezogen, welche aus hellblitzenden Steinen geformt

war und auf ihrem Scheitel neun Perlen trug. An ihr hing das Kreuz.

Frau Liesel betrachtete dieß Alles mit ernstem Sinnen. „Das muß,“ wisperte sie für sich, „das muß einmal früh oder spät Licht geben. Auf dem Knaben ruht ein Geheimniß, das ich nicht zu durchschauen vermag. Jedenfalls ist der Kleine von vornehmen Eltern und ihm, aus Gott weiß welchen Gründen, Unrecht geschehen. Ob er für immer bei uns bleiben soll, oder nur für kurze Zeit?

Sei dem wie ihm wolle, ich denke es ist am Besten, ich gehe meinen Weg, denn schaden kann und soll es ihm nicht, wenn ich mir möglichst Licht verschaffe in dieser Sache.“

Nach acht Tagen sehen wir Frau Liesel des Nachts wieder dem Bette des Kleinen näher schleichen, und leise das Kreuz von der Schnur lösen und ein Anderes, von ziemlich ähnlicher Form, geschickt daran befestigen.

Der Knabe regte sich, er blinzelte sogar mit den großen, braunen Augen — doch, daran gewöhnt, daß die sorgliche Frau ihn öfters des Nachts entweder die Kissen zurecht legte, oder wärmer in die seidne Decke hüllte, begnügte er sich, einige unver=

ständliche Worte zu lispeln, sich auf die andere Seite zu wenden und ruhig fortzuschlummern.

„Ein Kind ist sorglos," wisperte Frau Liesel, als sie ins Nebenzimmer, welches ihr Wohnzimmer war, getreten. „Wie bald könnte die Schnur reißen und das kostbare Kleinod verloren gehen, oder es ihm entwendet werden? Nein, nein! Vorsicht kann niemals schaden, wer weiß, zu welcher Aufklärung dieß niedliche Ding einmal führen kann.

Den Knaben mochte ich nicht neugierig fragen, sein Gehorsam ist so schön, und will ich, er soll ihn in Zukunft gegen mich üben, so darf ich ihn nicht erschüttern gegen seine frühern Vorgesetzten.

Aber jetzt laßt uns das Kleinod näher betrachten!"

Frau Liesel drehte das Kreuz hin und her, sie wischte die Brillengläser rein, und zündete endlich eine zweite Kerze an, allein alle diese Vorkehrungen nützten ihr nichts, die Worte auf dem Kreuze starrten sie an, in fremden, unverständlichen Physiognomien.

Jetzt fiel ihr ein, daß auch in des Knaben Aussprache etwas ungewöhnlich Fremdes liege, daß er eine ganz eigene Art habe, die Worte zu setzen, und sie des Oeftern gar nicht zu verstehen scheine,

sie, die doch, wie sie sich bewußt war, ein ganz vortreffliches Deutsch sprach.

„Hm," meinte sie, „dahinter steckt leicht mehr, als der schwachköpfige Apfelmus zu fassen vermag! Ein rechtes Glück, daß der Knabe in meine Hände gerathen ist! Ich will seine Vormünderin sein und thun, was ich vermag, um seine Rechte zu bewahren. Sorgfältig will ich Alles aufschreiben und bewahren, was ich bis jetzt weiß und vielleicht noch in der Folge erfahren."

Alsobald nahm sie ein Papier, legte das Kreuz und die kleine Krone hinein, siegelte Beides ein und schrieb die Worte darauf:

„Das im Papier befindliche Kleinod gehört „dem Knaben, der unter dem Namen Gyula am „— im Walde zu B — in den Wagen des Herrn „von Apfelmus gelegt ward. Ich nahm es ihm „vom Halse, um es vor möglichem Verlorengehen „zu sichern."

Frau Liesel hatte klüglich gehandelt. Denn kaum war Gyula zehn Jahre alt, als er einmal, beim Baden im Flusse, das Kreuz zusammt der Schnur verlor und auch niemals wieder zu Gesicht bekam.

Wie er eigentlich dazu gekommen war und wer

es ihm gegeben, hatte der muntere Knabe längst vergessen; er erschrak allerdings, als er den Verlust bemerkte, weil er Frau Liesels große Ordnungsliebe kannte und ihre Strenge, wenn sie ihn auf einer Unachtsamkeit ertappte.

Indeß, wohl wissend, daß ein offenes Geständniß jedesmal ihren Zorn entwaffne, warf sich Gyula der Alten um den Hals, schmeichelte und liebkoste ihr und gestand ihr unter heißen Thränen den Verlust.

Frau Liesel schalt allerdings, doch entging es dem aufmerksamen Knaben nicht, daß die scheltende Frau ihr Auge aufwärts wendend, zwischen die Scheltworte den Ausruf: „Gott sei Dank!“ einmischte.

Gyula sah mit heimlicher Freude, daß die Scene weit besser ablief, als er befürchtet hatte; Muth gewinnend, schmeichelte er der Alten ein paar Aepfel ab, erhielt diese, und sprang ins Freie und — hatte Kreuz und Krone vergessen!

Jetzt sehen wir ihn vor der Alten und hören, wie er sie mit tief bewegter Stimme bittet, ihm seine Eltern, seinen Namen zu nennen.

Frau Liesel mußte sich zwar gestehen, daß, wenn

sie auch diese Fragen nicht zu beantworten wisse, sie doch manchen Fingerzeig hierüber geben könnte, allein ihre große Liebe zu dem Jünglinge und die Furcht ihn zu verlieren, ihn, der das einzige Band war, das sie mit dem Leben verknüpfte, schlossen ihren Mund.

„Gnügt es Dir nicht, mein Sohn zu sein, Gyula?“ fragte sie. „Ueberlaß es mir, Dir einen Namen zu geben und für Deine Zukunft zu sorgen, wie ich Deine zarte Kindheit pflegte. Fürchte nicht, vor der Welt meinen Namen tragen zu sollen, wie-wohl es ein ehrlicher Name ist und ich ihn mit Ehren getragen habe, — Dir gebührt ein besserer und — lasse mir nur noch acht Tage Zeit, dann sollst Du Alles wissen.“

Frau Liesel kleidete sich in ihren besten Staat, sie nahm einige Papiere mit sich, betete, ehe sie in den Wagen stieg, der bereits vor dem Hause ihrer wartete, recht inbrünstig, drückte dann Gyula in ihre Arme, bat ihn, ruhig ihrer Rückkehr zu warten und fuhr dann nach der Residenz des Fürsten, in dessen Ländchen ihr Guth lag.

Mit unaussprechlicher Freude kehrte die hochbetagte Frau am Abend des folgenden Tages heim

— „Hier, mein theurer Gyula,“ schrie sie schon von ferne dem ihr entgegenkommenden Jüngling zu, indem sie ein großes Schreiben ihm hinhielt — „Hier nimm! Und jetzt zerstreue Deine Sorgen und banne sie für immer! Du hast jetzt einen Namen für Dich und Deine Nachkommen, für ewige Zeiten. Laß Dir sagen, mein Kind,“ sprach sie im Zimmer angelangt zu dem tief gerührten Gyula:

„Ich sprach den Fürsten! Ich warf mich zu seinen Füßen! Sieh, Gyula, ich bin alt und die Thränen kommen mir unwillkührlich, wenn ich Deiner gedenke, weil ich Dich so sehr liebe und Dich so gern recht glücklich sehen möchte. — Nun siehst Du, lieber Gyula, ich kniete und weinte vor dem Fürsten und dies sowohl, wie auch mein weißes Haar, mochten ihn rühren, er bat mich mit sanfter Stimme aufzustehen und mich zu fassen. — Ach, Gyula, der gute, gnädige Fürst winkte mir sogar, mich zu setzen, weil ich doch alt sei und das Stehen mir beschwerlich fallen müsse. Ich mußte mich setzen und er redete mir so mild zu, ihm Alles zu sagen, daß ich auch nicht ein Silbchen zurück behielt und ihm vertraute, als wäre der hohe Herr meines Gleichen.

Er prüfte Alles ganz genau und rief einen Herrn ins Zimmer, mit dem er leise flisterte, darnach fragten sie mich Beide über dies und jenes und endlich sagte mir der Fürst, ich solle nur Alles ruhig in seinen Händen lassen und morgen früh wieder zu ihm kommen, dann werde er mir es wieder zustellen und mir Bescheid geben.

Als ich nun heut Morgen wieder ins Schloß trat, führten mich zwei recht schöne Herren sogleich ins Cabinet des Fürsten; der stand, als er mich sah, sogleich von seinem Sessel auf, und legte ein großes Schreiben in meine Hand, dasselbe, welches ich Dir gab, mein Gyula, und sprach:

„„Dieser Urkunde zu Folge darf der junge Mann, von heute an, den Namen Ihres Guthes führen und ist Edelmann für sich und seine Nachkommen. Sagen Sie ihm, daß ich ihn morgen erwarte, um ihn zu sprechen und zu ergründen, ob ich im Stande sei, noch ferner etwas für ihn zu thun!““

O Gyula! ich wollte meine alten Kniee beugen vor dem edeln, vortrefflichen Fürsten, aber ich zitterte so sehr, daß aus der Verbeugung ein Kniefall ward und ich nicht allein wieder aufstehen konnte. Was ich sagte, oder ob ich überhaupt etwas ge-

sagt habe, weiß ich nicht, nur so Viel ist mir erinnerlich, daß mir der Fürst gnädig mit der Hand winkte und einer der jungen Herren, die mich zu ihm geführt hatten, mich jetzt wieder die Treppen hinab leitete.

So glätte denn Deine Stirn, mein Gyula und beeile Dich, nach der Residenz zu fahren. Der Fürst will Dich sehen und Du bist ihm jedenfalls Dank schuldig, daß er Deiner alten Pflegemutter Wünsche so huldvoll erfüllte."

Gyula drückte die Hände der Gütigen an seine Brust, er umarmte die Wohlmeinende mit dankbarer Rührung — doch, wenn er sich auch aufrichtig mühte, ruhig und glücklich zu scheinen, um ihr Freude zu machen, so vermochte er dennoch nimmer den Schmerz in seiner Brust zu gewältigen, der dem namenlos peinlichem Gefühle entquoll, nicht zu wissen, wem er das Leben verdanke und — in der ganzen, weiten Welt kein Wesen zu besitzen, das er als ihm angehörend bezeichnen könnte.

Frau Liesel hielt Wort. In den letzten Augenblicken ihres Lebens überreichte sie dem geliebten Pflegesohne ein kleines Päckchen.

„Dies," sprach sie schwach, „brachtest Du

mit in unser Haus. Was später sich ereignete, steht hier verzeichnet — der Fürst hat dies Alles gesehen, es bestimmte ihn, Dir Deinen jetzigen Namen und das Freiherrndiplom zu verleihen. — Ihm, wie mir, ward es klar, Du müßtest einem hohen Stande angehören und ein sehr triftiger Grund vorhanden sein, warum man Deine Existenz in ein so undurchdringliches Dunkel hüllt. — Willst Du daher Deiner treusten Freundin folgen, so mache keinen Gebrauch von Dingen, die Dir leicht mehr schaden als nützen können.

Du bist mein einziger Erbe! Lebe wohl und glücklich! Es wird, wie es hienieden war, dort oben mein einziger Wunsch sein: Sei glücklich!"

Frau Liesel war todt. Gyula betrauerte seine alte, treue, mütterliche Freundin wahr und innig — dennoch drängte es ihn mit unwiderstehlicher Macht, das Päckchen zu öffnen, das ihm nähern Aufschluß über ein Geheimniß geben sollte, das ihn so nah berührte.

Kaum waren daher die irdischen Ueberreste sei-

ner Pflegerin zur Erde bestattet, und ihm, als einzigen Erben, der Nachlaß zuerkannt, als Gyula sich in das entlegenste Gemach seines Hauses zurückzog, die Thüren sorgfältig verschloß und die Siegel des Packetes löste, welches Frau Liesel ihm auf ihrem Sterbebette gegeben. Das Erste, was Gyula in die Augen fiel, war jenes goldene Kreuz mit der Krone aus kleinen Diamanten.

„Mein Kreuz!" rief er unwillkührlich laut, mit der Röthe freudiger Ueberraschung auf den Wangen.

Doch ward im nächsten Moment sein Auge ernst. „Ich verlor es ja beim Baden," sprach er, „gewiß, mir ist es, als ob es erst gestern geschehen wäre. — Das ist auch nicht dasselbe," fuhr er fort, es näher betrachtend. „Hier stehen fremde Worte, die ich nicht zu lesen vermag, und auf jenem stand ein deutscher Spruch."

Die Zeilen, welche Frau Liesel dabei geschrieben, erklärten ihm das Räthsel.

Er betrachtete Kreuz und Krone aufmerksam, schweigsam mit starrem Auge, bis eine große Thräne seinen Blick umdunkelte, er in den Sessel zurücksank und weinend das Kleinod an seine Lippen drückte,

das vielleicht — nein, gewiß, seiner Eltern theure Hände berührt und ihm gegeben!

„Wann? — Wo? O, nur einen einzigen Dämmerschein!" rief er schluchzend. „Wann empfing ich dies? Wo gabt Ihr es mir? Und warum darf ich Eure theuren Namen nicht wissen?"

In eine Welt voll wirren, unklaren Sinnens drang Gyulas geistiges Auge. Ihm schwebte die Scene vor, wie er, in einem Gasthofe in einem weichen Bette aus tiefem Schlafe erwacht war und Apfelmus und Christian, lauernd, ängstlich, freundlich auf ihn geblickt — er entsann sich geweint zu haben, daß Seppi —

„Halt!" rief er jetzt, erschrocken fast vor der Erinnerung, die ihm so plötzlich kam. „Seppi! Wer war Seppi? Warum fiel mir der Name niemals früher ein?"

Er schloß wieder die Augen und mühte sich weiter vorwärts zu dringen in das fernste Dunkel seiner Erinnerungen.

„Seppi gab mir dieß Kleinod im Walde, wo er mich auf seinen Knien wiegte und mir befahl Gyula zu heißen. —

Ich heiße nicht Gyula!“ rief er jetzt mit starker Stimme, rasch vom Sessel aufspringend.

Das Bild seiner Erinnerungen entschwand. Der rasche Aufsprung hatte es verscheucht! Jetzt fragte sich Gyula mit zitternder Stimme: „Wie heiße ich denn? Den Namen Gyula gab mir Seppi. Warum? Das ist meiner Erinnerung entschwunden.“

Er nahm noch einmal das Päckchen auf, jetzt öffnete er ein zweites Papier. Ein Batistschnupftuch lag darinnen, in einem Zipfel desselben die Buchstaben: **S. N.** und dieselbe Krone mit den neun Perlen darüber. Dabei die geschriebenen Worte:

„Dieß Tuch trug Gyula um den Hals gewun„den, als ihn meine Hände am ersten Abende seines „Eintritts in unser Haus entkleideten. Es stach so „sehr gegen alles Uebrige ab, womit der Knabe be„kleidet war, daß ich auf den Gedanken gerieth, „dies allein gehöre ihm wirklich, alles Andere sei „nur gemacht und über ihn geworfen worden, um „ihn unkenntlich zu machen.“

Ein drittes Päckchen enthielt eine lange, wiewohl sonderbar, doch herrlich gearbeitete Kette, die eine Schlange aus Grün und Gold geschuppt darstellte, deren Glieder beweglich und von größern Kugeln

unterbrochen waren, die, reich mit Smaragden besetzt, gegen den glänzend goldenen Leib wunderlieblich abstachen. Der Kopf der Schlange, welcher der Kette als Schloß diente, bestand aus einem großen Smaragd mit Augen von Brillanten, unter denselben zeigten sich die Buchstaben: J. B.

Dabei stand, abermals von Frau Liesels Hand:

„Am 3ten —— Abends sechs Uhr erschien ein „Fremder mit schwarzbraunem Angesicht und pech„schwarzem, glattem Haar bei mir, die ich allein „zu Hause war, da Gyula und Apfelmus auf das „Gut hinausgefahren waren, und händigte mir nach „kurzer Einleitung eine sehr schön, doch ganz unge„wöhnlich gearbeitete Kette ein mit dem Bemerken, „daß dieselbe dem kleinen Gyula gehöre und von „dessen Mutter herrühre.

„Auf meine Fragen um nähere Aufklärung „über Gyula's Familie sagte mir der Mann: es „hänge mehr als eines Menschen Leben, Glück und „Ehre davon ab, daß der Knabe streng verborgen „bleibe. Ein unversöhnlicher, sehr gefährlicher Feind „habe Gyula's Familie den Tod geschworen, dafern „über des Knaben Leben auch nur ein Laut ruchbar „werde. Gyula habe jedoch an ihm einen Freund,

„der treu an ihm hängen und seinen Vortheil in „Obacht nehmen und kräftig für ihn handeln werde, „wenn es Zeit sein würde. Nur solle er sich nie„mals einfallen lassen, selbst das Geheimniß zu „durchdringen, indem der erste Versuch ohnfehlbar „seinen Tod zur Folge haben würde. Ich mußte dem „Fremden geloben, den kleinen Gyula in dem „Wahne zu bestärken, daß er ein Anverwandter von „Apfelmus sei und seiner Vergangenheit niemals zu „erwähnen — ich versprach es um so lieber, als „mein Herz an dem Knaben hängt, und ich den „Gedanken, ihn zu verlieren, nicht ertragen kann.

„Näheres erfuhr ich nicht, und beschloß, aus „Furcht Gyula's Erinnerungen zu wecken, ihm die „Kette nicht eher zu geben, als bis jedes Andenken „an seine frühere Kindheit völlig aus seinem Ge„dächtnisse geschwunden sein würde.

„So legte ich sie denn zu dem andern und bitte „Gott, sie möge dem theuern Gyula einst nur „Glück und Freude, niemals aber Leid und Betrüb„niß bringen.

„Fünf Jahre später.

„Heute war der Fremde wieder bei mir. Er „gesteht jetzt ganz offen, daß Gyula einer sehr vor=

„nehmen Familie angehört und später gewiß zum „Besitz ungeheuren Reichthums gelangen werde, doch „daß sein Aufenthalt noch immer streng verborgen „bleiben müsse.

„Er schwur mir hoch und heilig, daß er nie „ruhen werde, Gyulas Rechte zu verfechten. — Ja „der Mann ging so weit, mir zu sagen, daß, selbst „im Falle seines Absterbens, dafür gesorgt ist, das „Geheimniß zu enthüllen, wenn es an der Zeit sein „würde, und ich glaubte ihm um so eher, als er „mit thränenden Augen die Hände zum Himmel er„hob und sprach: „Es ist die einzige Gnade, die „ich mir von Gott erbitte, mich nur so lange leben „zu lassen, als es bedarf, um diesen Knaben wie„der in alle seine Rechte gesetzt zu sehen.

„Er gestand mir ferner, daß es die einzige „Freude seines Lebens sei, den schönen, so herrlich „sich entwickelnden Knaben wenigstens aus der „Ferne zu sehen — ein Zusammentreffen mit ihm „müsse er jedoch vermeiden, so weh es ihm auch „thue, weil er fürchte, von Gyula als Seppi er„kannt zu werden, und dadurch des Knaben einge„schlummerte Erinnerungen zu erwecken.“

Gyula saß lange in stummes, wehmüthiges

Nachdenken versunken. Es blieb ihm ein unauflösbares Räthsel, in welcher Hinsicht sein Auftreten dem Leben seiner Eltern Gefahr bringen könne.

Ein weit schmerzlicheres Räthsel war es ihm, daß sie, die ihm das Dasein gegeben hatten, ihn, als ihr Kind doch gewiß lieben mußten und gleichwohl in dem langen Zeitraume von zwanzig Jahren auch nicht einmal nach der Möglichkeit gestrebt haben sollten, ihn zu sehen, zu umarmen, den armen Verlassenen an ihr Herz zu drücken!

Und dann:

Sie waren reich und vornehm, hatte Seppi gesagt, sehr reich und begütert! und er? ihr Sohn! hatte er nicht, so lange er denken konnte, von der Gnade, dem Mitleid Anderer, Fremder gelebt? Konnte es denn ein Verhältniß in der Welt geben, das reiche, vornehme Eltern zwinge, ihre Kinder dem blinden Zufall, dem Verderben vielleicht preis zugeben?

Und mußten sie nicht erröthen, daß er, dem sie das Dasein gegeben, von den mühsamen Ersparnissen einer Fremden, einer Dienerin sogar leben müsse!

Oder —? War es vielleicht ihre Bestimmung,

daß er in die Hände des Herrn von Apfelmus gerieth?

Wußte dieser vielleicht und hatte gelobt das Geheimniß mit ins Grab zu nehmen?

Gyula vermochte es nimmer, seine Gedanken hierüber zu ordnen. Sein Auge haftete an der Kette, an dem Kreuze, er sann und sann, bis der Abend herabsank und die vorgerückte Nacht ihn mahnte, sein Lager zu suchen.

Kaum daß der Schlaf seine Glieder mit starrer Ruhe gefesselt hielt, als der Geist mit wunderbarer Klarheit alle Räume seiner frühern Kindheit durchdrang und die Gegenstände beleuchtete und Scenen zu so deutlicher Anschauung brachte, daß Gyula sich erhaben, von so seliger Ahnung durchdrungen fühlte, daß er die jüngste Vergangenheit vergaß und sich ein glückliches Kind wähnte. Er sah und erkannte die Gegend, in welcher er gespielt, er durchlief die glänzend prachtvollen Zimmer seiner Eltern, er hörte die Stimme seines guten, guten Vaters — des Bruders holde Züge lächelten ihm, sogar der große, zottige Hund wedelte freundlich um ihn herum. — Und dort im goldverzierten Sessel, jenes hohe, glänzende Frauenbild, mit den herrlichen, milden

Augen, die so gütig, so liebevoll auf ihn blickten — war das nicht seine Mutter? Sie war es! sie mußte es sein! Die goldene Schlange ruhte in ihren zarten, weichen Händen und das Kreuz hing an der Kette herab.

Gyula's Busen hob sich mächtig, er öffnete die Arme, er suchte Worte und fand sie nicht, ein stürmisches, glühendes Verlangen erfaßte ihn, es zog ihn hin zu den Füßen der geliebten, schönen Mutter.

„O Mutter!“ rief er, „meine Mutter!“

Da entschwand der Traum. Gyula war erwacht.

Ach, er war kein glückliches, geliebtes Kind mehr! Er war ein verlassener Jüngling! hinausgestoßen aus dem Himmel seines Glücks, einsam, allein, fremd in der Welt — fremd sich selbst!

Dennoch hinterließ der Traum etwas Freudiges, etwas Tröstliches. Gyula hatte die Gegend wieder erkannt, den herrlichen Park, in welchem er mit einem andern kleinen Knaben und einem großen Hunde gespielt, indeß seine Mutter — o gewiß war die hohe, schöne Dame, die dort, auf der Blumenterrasse vor dem Schlosse saß, seine Mutter! indeß

seine Mutter hold herüberlächelte und ihrem Liebling bald freundlich Beifall nickte, bald den zarten, weißen Finger zu leisem Drohen erhob.

Auch daß er mit derselben Dame in einem herrlichen Wagen gesessen erinnerte er sich jetzt. „Aber wie denn?“ fragte er sich, ernst sinnend. „Fuhren wir nicht durch belebte Straßen, in denen es von Menschen wimmelte und wo rechts und links hohe Häuser und Palläste standen? War das nicht eine Stadt? eine sehr große Stadt? und wohnten wir nicht in derselben?

Von dem Parke und dem Schlosse habe ich wohl nur geträumt? O mein Gott!“ seufzte der Jüngling, „was gäbe ich darum, wenn ich ergründen könnte, was Wahrheit und was Traum gewesen!

Diese Ungewißheit, dieses Suchen und Irren in die fernen, dunkeln Zeiten zurück, sie werden mich noch tödten oder wahnsinnig machen!“

Plötzlich faßte Gyula einen raschen Entschluß, er ordnete seine Angelegenheiten, verpachtete sein Gut, beurlaubte sich bei dem gütigen Fürsten, der sich aufrichtig für das Wohl des jungen Mannes interessirte, schnürte sein Bündel und reiste.

Er wollte die Gegend mit dem Schlosse und dem Parke, wie sie in seiner Erinnerung lebte, aufsuchen. Er wollte alle Länder durchdringen und jede vornehme Dame, deren Namen sich mit den Buchstaben J. B. anfingen, kennen lernen, er wollte ergründen, wer und wo seine Eltern lebten, und dann die Gründe kennen lernen, die sie zwangen, ihn, ihren Sohn, so gänzlich, ach, so grausam zu verleugnen!

„Es muß hell werden in mir!“ rief er. Und rasch sprang er in den Wagen, und fort ging es in die große, weite Ferne hinaus.

Wir finden Gyula erst nach zwanzig Jahren wieder, und begrüßen in ihm einen stattlichen Cavallerie-Obristen, dessen breite Brust mehrere Orden zieren, dessen kraftvolle, herrliche Gestalt und seine überaus edlen Gesichtszüge ihn unbedingt in die Reihe der schönsten Männer stellen würden, wenn der linke Ermel seiner Uniform nicht schlaff herunterhinge und uns zeigte, daß der Arm, nahe dem Achselgelenke, zu Folge schwerer Verwundung abgenommen sei.

Wir müssen leider gestehen, daß, was wir fürchteten, eingetroffen ist, nämlich, daß kein freundlicher Genius des jungen Mannes Schritte bei seinem Suchen geleitet; — er war zurückgekehrt, hatte sich dem biedern Fürsten angeschlossen, die militairische Carriere eingeschlagen, theils aus Liebe zu seinem fürstlichen Gönner, theils weil er in den Wirren des Krieges am ersten Zerstreuung zu finden und sich einen ehrenvollen Namen erringen zu können hoffen durfte. Der Verlust seines linken Armes machte ihn jedoch unfähig zu längerem Dienste. —

Der schwerverwundete Obrist ward in das Haus einer zwar altadligen, doch blutarmen Wittwe einquartiert. — Das Erbarmen hatte deren junge, reizende Tochter an das Lager des armen, leidenden Offiziers geführt, sie übernahm willig und sorglich seine Pflege. —

Cilli's zarte, weiche Hand verband die schmerzenden Wunden und Cilli's mildes, sanftes Auge sprach dem Leidenden Trost.

Gyula litt äußerlich die grausamsten Schmerzen, indeß sein Inneres ein Glück zu fühlen begann, an dessen Dasein er für sich schon fast verzwei-

felt war. — Er genas, und forderte seinen Abschied vom Militair.

Wir sehen ihn jetzt auf sein Gut zurückkehren.

Eine hübsche, bequeme Reisekalesche rollte auf den Hof. Mit rascher Gewandtheit sprang der Obrist aus dem Wagen, um den gesunden Arm um eine zarte, schlanke Frauengestalt zu schlingen, die neben unserm Helden im Wagen gesessen und sich, bei seinem Absteigen, von ihrem Sitze erhoben hatte, um dieselbe, gleichsam wie im Triumph, in sein Haus, ihre künftige Wohnung, zu tragen.

„Willkommen, meine Cilli, mein theures Weib," rief Gyula, die reizende Blondine mit den dunkeln Augen, im Zimmer angelangt, an seine Brust drükkend. „Willkommen auf meinem kleinen, friedlichen Besitzthume, das meine Liebe Dir zum Paradies umschaffen möchte, wenn ich die Kraft dazu besäß!"

Gyula war also verheirathet. Die liebliche Cilli seine Gattin. Die Liebe vermag es, eine Hütte zum Pallast umzugestalten. Warum wollten wir zweifeln, daß es dem liebenden Gyula gelungen, sein reizend gelegenes, hübsches Gütchen der an-

spruchslosen, zärtlichen Gattin wirklich in ein Paradies zu verwandeln?

Cilli war glücklich, sie sah mit den Augen der Liebe und fand Alles entzückend schön; am schönsten aber ihren theuern, über Alles Geliebten, und Gyula war doppelt glücklich, denn er hatte allen frühern Kummer vergessen und betete die sanfte, gute Cilli an. Warum störte der Himmel dies reine, schöne Glück so bald? Und warum gerade in dem Momente, als es dem glücklichen Paare alle Wünsche erfüllt hatte?

Wer vermöchte es, die Pläne der Vorsehung zu durchschauen und die Ursachen zu ergründen, warum dies so und nicht anders sich gestaltet? Cilli hatte ihrem Gatten einen schönen Knaben geschenkt; — zwei Jahre später gebar sie ihm eine liebliche Tochter, legte das zarte Wesen mit einem Blicke überschwänglicher Liebe an des geliebten Gatten Brust, sank zurück in die Kissen, und hatte aufgehört zu leben.

Welche Feder wollte es wagen, Gyula's Schmerz zu schildern? In der Wiege lag das neugeborene Töchterchen — daneben, am Boden, spielte der zweijährige Knabe, ruhig, fröhlich, als

sei nichts geschehen, und fünf Schritte davon lag die erbleichte Cilli, kalt, starr und todt!

Wir wenden uns von dieser Scene, nachdem wir gesehen, wie Gyula, der starke Mann, der auf dem Schlachtfelde furchtlos dem Tode ins Auge geschaut, bleich, zitternd vor gewaltigem Schmerz, den Blick nach Oben gerichtet dasaß und von der bebenden Lippe die erschütternden Worte sich lösten:

„Verwaist! Die armen Kleinen verwaist, wie ich es war!"

Wir scheiden jetzt von Gyula und gönnen es dem Armen, daß der tiefe Schmerz über den Verlust des einzigen Wesens, das er auf Erden sein nennen gekonnt, so bald von ihm genommen ward. — Der Engel des Todes rief ihn, noch waren die Blumen auf Cilli's Grabe nicht verwelkt, zu ewigem, unauflösbarem Vereine, dort hinauf, wo kein Schmerz und keine Trennung mehr ist.

Wir gaben dem Leser die Geschichte ausführlich und griffen dadurch einigermaßen in Procops Rechte; — doch hoffen wir unsere gute Absicht um so weniger verkannt, als Jener nur Bruchstücke davon geben konnte, da selbst Seppi nur die Haupt-

sachen wußte. Jetzt kehren wir jedoch nach dem Schlosse des Grafen Norris zurück, um zu sehen, wie sich dort das Fernere gestaltet.

Procop fuhr in seinem Berichte fort:

„Czabor war todt,“ sprach er, „und Seppi eilte, dem Grafen Norris das Vorgefallene mitzutheilen, da er Jenes Rache nicht mehr zu fürchten hatte.

Die große Eilfertigkeit jedoch, mit welcher er die Reise nach des Grafen Gütern unternahm, verbunden mit einem Brustleiden, welches ihn schon länger heimgesucht, ließen den alten Mann schwer erkranken und nur mit Mühe noch bis zum nächsten Dorfe gelangen, wo er todtkrank in einem der ersten Häuser, die sich zeigten, ankam.

Er verlangte sogleich nach einem Priester, um das Geheimniß, das ihn bedrückte, in der letzten Beichte abzulegen.

Der Mönch erschien. Er hörte mit Entsetzen die grause That, und erfüllte alsobald Seppi's Wunsch, der den Grafen zu sprechen verlangte, um

sich dessen Vergebung zu erflehen und ihm mitzutheilen, was er von dessen Bruder wisse.

Der Graf beeilte sich, wie wir wissen, den Unglücklichen selbst zu sprechen, und jetzt schloß auch er seinen Bericht, indem er sprach: „Procop! Mein armer, guter Bruder ist todt! Er sollte sein Vaterland, seine Eltern, mich, seine reichen Besitzungen nicht wiedersehen. Gott hat es anders gewollt!

Doch," fuhr der Graf nach einer Pause fort, „doch lebt noch ein Sohn von ihm! Wo? das ist Seppi unbekannt, der das Kind meines armen Bruders aus dem Auge verlor, indem er unbemerkt in Czabors Nähe weilte und gleichsam auf dessen Tod lauerte.

O Procop, der Himmel hat schon hienieden die schwarze That fürchterlich an dem Verbrecher gestraft. — Drei lange Jahre litt Czabor die furchtbarsten körperlichen Schmerzen, stündlich den Tod vor Augen und dennoch nicht sterben könnend. — Alles floh den Unglücklichen, kein Mensch vermochte es, an seinem Lager zu weilen und — seine letzte Erscheinung im Leben war Seppi — Seppi, dessen Anblick alle Erinnerungen in ihm weckte und der

ihm fluchte, weil er ihm und so vielen Schuldlosen alles Glück, wie den Frieden ihrer Herzen geraubt. —

Laß uns hoffen, Procop, daß Gott des Sünders Seele gnädig aufgenommen habe und seine Barmherzigkeit dem Elenden verziehen.

Ich denke jetzt nur an Sandors Sohn und wie dieser aufzufinden sei. Ungeschmälert muß ihm der Reichthum seines Vaters werden!

O hilf mir sinnen! Hilf mir denken, wie wir das Kind meines Bruders auffinden!''

Mein theurer Gebieter,'' fuhr Procop fort, „sollte die Freude nicht erleben, seines geliebten Bruders Sohn zu umarmen. Er starb und übertrug, was er nicht ausführen konnte, seinem treuen Freunde, dem Grafen Weyódy. Sie sahen diesen sammt seinem Sohne auf der Entdeckungsreise begriffen.''

„Wohl, ich verstehe und begreife Alles,'' sprach Grünberg, „und muß mich nur wundern, wie Sie, Freund Procop, der Sie dies Alles wissen, so wenig Werth auf Goldammers Einmischen legen.

Graf Weyódy irrt suchend von Land zu Land,

indeß Goldammer zu wissen scheint, wo der Erbe der Herrschaften sich aufhält.

Aus den Drohungen, womit er die Gräfin schreckt, scheint dies klar hervorzugehen."

„Ei, nicht doch, Herr von Grünberg," fiel Procop ein. „Goldammer verräth seinen betrügerischen Sinn schon dadurch, daß er von einem weiblichen Kinde fabelt. — Sie hörten doch, daß Seppi dem Grafen versichert, das kleine Mädchen seines Bruders sei in zartester Kindheit gestorben und nur der Sohn blieb am Leben, der auch nach meiner Ansicht kein kleines Kind mehr sein kann. Möglich, daß Goldammer etwas von der Geschichte gehört hat und jetzt einen Schreckschuß wagt, um ein gutes Stück Geld zu gewinnen! Warum, wenn er wirklich etwas Reelles wüßte, hätte er denn nicht eher gesprochen? Warum nicht bei des Grafen Leben? Warum gerade erst jetzt, da die Weyódys, die Hofcanzlei, zwanzig andere Menschen, Sie und ich es wissen, daß der Erbe gesucht wird? Glauben Sie mir, der ganze Herr Goldammer ist ein Betrüger. Darum ist es allerdings gar nicht übel, daß der Schuft durch Sie entlarvt werde, aber glauben Sie mir, zum eigentlichen Zwecke führt uns

das nicht, denn es hilft uns nimmer den jungen Grafen Norris auffinden.“

„Und Helena?“ fragte Grünberg. „Was soll und wird aus Helena, wenn der rechtmäßige Erbe wirklich aufgefunden wird?“

„Wenn Helene des Grafen Bogislaf Tochter wirklich ist,“ antwortete Procop, seine Worte betonend, „so ist sie durch den Nachlaß ihres Vaters reich genug und kann —“

„Wie,“ unterbrach ihn Grünberg rasch, „Sie zweifeln, daß Helena —?

„Ich zweifle nicht, Herr von Grünberg,“ sprach Procop ernst, „und will nicht zweifeln, obgleich man nicht wissen kann, welcher Fälschung und Teufelei sich Innocenzia in ihrem Leben schuldig gemacht. —

Ich bitte Sie, Ihren Weg zu des Mädchens Besten zu verfolgen. Jedenfalls ist zu wünschen, daß diese Angelegenheit bald beendet werden möge, ehe die Schätze vollends in des Paters Tasche übergehen.

Sie wissen jetzt, daß die Comtesse in keinem Falle Ansprüche an diese Herrschaften machen kann

und werden eilen, ihr dasjenige, was, wie ich fest glaube, ihr rechtmäßig gehört, zu erhalten.

Darum eilen Sie zu hören, was Goldammer will und — Sie sind ja Rechtsgelehrter und des Mädchens Freund! Bedecken Sie klüglich mit Schweigen, was nicht geradezu alle Welt zu wissen braucht! Schonen Sie auch das Geld nicht, wenn Sie damit des Mädchens Vortheil erringen können, ohne gerade Andere zu verkürzen. — Kurz, Herr von Grünberg, wie oder was auch immer Goldammer wissen mag: suchen Sie das Mögliche hervor, die arme, schöne Helena auf ihrem jetzigen Standpunkte zu erhalten.“

Grünberg ward von der Gräfin mit Vollmachten und mit reichen Wechseln versehen.

„Hören Sie, was Goldammer will,“ sprach die Gräfin, zitternd, leise, „und bringen Sie ihn zum Schweigen jedenfalls.

Ich verabscheue die Mittel, welche Pater Cyrillus vorschlägt, um die Sache zu beenden, und bitte Sie, handeln Sie so, daß keine Vorwürfe mein Gewissen belasten können, früh oder spät.

Ich scheue kein Geld und müßte ich mein halbes Vermögen daran wenden, dies merken Sie sich, Herr von Grünberg. — Nur machen Sie, daß, wenn sie es wirklich auch nicht sein sollte, wie ich es beinahe selbst glaube, Helena meine Tochter bleibe vor der Welt.

Senden Sie Ihre Briefe an Procop, auf daß sie nicht in des Paters Hände gerathen, denn wie gesagt: lieber mein halbes Vermögen opfern, als ausführen, was mir der Pater zu thun räth."

„Und darf ich seine Vorschläge wissen?" fragte Grünberg.

Die Gräfin sah sich ängstlich um, als ob sie fürchtete, belauscht zu werden, dann flüsterte sie leise:

„Cyrillus schlug mir vor, Goldammern unter dem Versprechen, jede seiner Forderungen zu bewilligen, auf mein Schloß zu locken, ihm sein Geheimniß abzufragen und dann, wenn es uns wirklich gefährlich werden könnte, ihn für immer stumm zu machen, indem wir ihn irgendwo gefangen setzten — der sichern Gefängnisse giebt es genug auf jenem Schlosse. Sie begreifen, Herr von Grünberg, daß ich dies nimmer geschehen lassen darf; — nichts

destoweniger muß ich den Pater schonen. — Gott, er ist ja der einzige Mensch, auf den ich mich sicher stützen kann, wo meine schwache Kraft nicht ausreicht. Darum willige ich scheinbar in seinen Plan, habe ihn jedoch gebeten die Sache noch einige Wochen anstehen zu lassen, und hoffe, Sie werden mit Goldammer abgeschlossen haben, ehe der Pater an ernste Schritte denkt.

Reisen Sie mit Gott! Ich lege die ausgedehntesten Vollmachten in Ihre Hand. — Vergessen Sie nicht, daß meine Ehre, meine Ruhe von Ihrer Klugheit abhängen, und daß kein Preis mir zu hoch sein wird, denjenigen zu lohnen, der mir Beide erhält."

Grünberg reiste ab, er durcheilte in schnellem Fluge Böhmen und Sachsen. Goldammer lebte in den Badenschen Landen, und dorthin nahm Grünberg seinen Weg.

Eines Abends fuhr er in ein kleines, reizendes Thal ein. Die Gegend hatte etwas ungemein Anziehendes für den jungen Mann. Immer war es ihm, als müsse er schon voraus wissen, welche Häuser, Büsche oder Gärten ihm jetzt sichtbar werden würden. Die verfallene Ruine rechts, hoch

oben auf der waldigen Höhe, dann seitwärts das murmelnde, klare Bächlein — endlich das saubere Städtchen und einen Büchsenschuß davon das nette Landhäuschen mit den grünen Jalousien vor den Fenstern und dem alten Nußbaume auf dem Vorplatze. —

„Mein Gott!" rief er freudig überrascht. „Hier ist ja — hier muß Madame Blanchard wohnen! Und in diesem Häuschen habe ich meine früheste Kindheit verlebt!"

Er gebot dem Kutscher, ins Wirthshaus zu fahren, sprang aus dem Wagen und ging mit ganz eigenen, freudig beklommenen Gefühlen durch den wohlbekannten Garten in das nette Haus.

Eine fremde Frau trat ihm an der Thür entgegen, und bat ihn höflich, näher zu treten, als sie sein Erstaunen sah, da sie ihm auf seine Fragen nach Madame Blanchard und ihrer Schwester die Antwort gab: „Beide sind todt."

„Madame Blanchard," berichtete die Frau, als Grünberg in das Zimmer getreten und Platz genommen hatte, „Madame Blanchard starb früher als ihre Schwester, welche, gegen das Ende

ihres Lebens menschenscheu und tiefsinnig geworden war.

Kunigunde habe, gequält von allerlei Vorstellungen, nirgend Ruhe gefunden, sich Jedem vertrauen wollen, und, aus unerklärlicher Angst nicht können; — Nachbarn herzugerufen und sie schnöde wieder verjagt, so daß endlich kein Mensch mehr dem Hause zu nahe kam und sie mit ihren Hunden gleichsam abgesperrt von der übrigen Welt lebte und nicht selten mit diesen um die Wette heulte.

Endlich habe sie dringend nach ihrem ehemaligen Freunde, einem Herrn Siegmund verlangt, der seit längerer Zeit nur spärlich in ihr Haus trat, und als er sich auf wiederholtes Bitten endlich bei ihr eingestellt, viel Heimliches mit ihm verhandelt.

Die Magd wollte gehört haben, wie sich Kunigunde gegen Siegmund einer schweren Sünde angeklagt, wie dieser ihr gedroht, Alles zu verrathen, und sie nicht nur um Hab und Gut, sondern in arge Strafe zu bringen, wenn sie ihm nicht sogleich einen Eid ablegen würde, Alles nach seiner Ansicht auszugleichen.

Kunigunde habe sich nun wie eine Wahnsinnige gebehrdet, sei aus dem Zimmer in die Küche ge=

stürzt und habe der erschrockenen Magd zugeschrieen, sie solle augenblicklich den Pfarrer und die Gerichte holen, damit sie sie ins Gefängniß abführen möchten, sie sei eine Verbrecherin, habe Menschenhandel getrieben und wolle gleich lieber sterben, als die Marter der Gewissensbisse noch länger ertragen!

Siegmund war ihr nachgeeilt, er hatte die Hausthüre verschlossen, daß die Magd, die an allen Gliedern zitterte, nicht fortkonnte, und dann habe er die schreiende Kunigunde mit Gewalt wieder ins Zimmer zurückgeschleppt.

Hier dauerte das Gespräch noch eine Weile heftig fort, dann trat eine ruhige Stille ein, nach welcher Siegmund die Magd hereingerufen hatte, um ihr ein Glas Wein auf den Schreck zu reichen. „Trink, liebes Kind," hatte er gesagt, „und beruhige Dich, Du siehst," dieß flüsterte er ihr ganz leise zu, „Du siehst, die Person ist wahnsinnig und weiß nimmer, was sie spricht, wahrscheinlich wird sie bald sterben, da pflegen solche Verirrungen des Geistes sich zuweilen einzustellen."

Die Magd schielte nach Kunigunden, die in den

Sessel zurückgesunken war und recht sanft zu schlafen schien.

Am andern Morgen verbreitete sich die Nachricht, Mamsell Kunigunde sei in der Nacht gestorben.

Herr Siegmund, ihr Erbe, der allein zugegen war, als sie starb, beschleunigte ihr Begräbniß, verkaufte noch an selbigem Tage das Haus, nahm Geld und Papiere der Verstorbenen mit sich, und zog damit fort, in eine ferne Gegend, kein Mensch weiß wohin.''

,,Sonderbar,'' sprach Grünberg. ,,Kunigunde war mir zwar niemals sehr liebenswürdig erschienen, doch eines Verbrechens hätte ich die stille, von allen Umgang sich zurückziehende Jungfrau nicht fähig gehalten. Doch,'' fuhr er nach einer Pause fort, ,,erfuhr man nichts Näheres über den Grund so auffälliger Selbstanklage?''

,,Ei nun,'' erwiderte die Frau, ,,man sprach und muthmaßte so Allerlei. Die beiden Schwestern hatten lange hier gewohnt, Jedermann wußte, daß sie kein Vermögen besaßen und es weislich eintheilen mußten, um mit Ehren durchzukommen. Plötzlich jedoch entwickelten sie einen Luxus in ihrer

Haushaltung und äußern Erscheinung, der um so mehr auffallen mußte, als ihre vornehmste Erwerbsquelle versiegt war. Es waren ihnen nämlich zwei Kinder zur Erziehung anvertraut worden, für die ein ansehnliches Kostgeld bezahlt ward. Von diesem Einkommen nun lebten Frau Blanchard und ihre Schwester recht gemächlich, doch hatte sich dies geändert, als die Kinder nicht mehr bei ihnen waren. Das eine Kind, es soll ein liebes, schönes Mädchen gewesen sein, verschwand zuerst. Kein Mensch erfuhr, wohin die Kleine gekommen war, indeß der Knabe noch in demselben Jahre von einer Anverwandten abgeholt ward."

„Das Mädchen starb," sprach Grünberg mit weicher Stimme. „Ein bösartiges Fieber hatte die Liebliche dahingerafft."

„Ei, ja doch," bemerkte die Frau mit Kopfschütteln, „so hieß es freilich von Seiten der Schwestern, aber es glaubte Niemand an ihre Rede, um so weniger, als sich auf dem ganzen Kirchhofe kein Grab fand, welches als das ihrige hätte bezeichnet werden können."

Ein eisiger Schauer überrieselte Grünbergs Glieder.

„Madame," rief er, der Erzählerin Hand fest fassend. „Was wissen Sie? Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer ist. Sprechen Sie! Was vermuthete man, und welches Verbrechens klagte sich Kunigunde an, das Bezug auf jenes Kind gehabt hätte?"

Die gute Frau erschrak vor des jungen Mannes großer Aufregung.

„Mein Gott," sprach sie, „konnte ich denn denken, daß Sie dies so ergreifen würde?

Gewisses vermag ich Ihnen nicht zu berichten," fuhr sie nach einer Pause fort, „nur was die Menge vermuthete und was aus einzelnen Reden, die Kunigunden in den letzten Tagen entfuhren, gleichsam Bestätigung erhielt. Freilich war es Unrecht, daß man der Sache nicht auf den Grund ging — indeß, wer sollte es wagen, sich in Dinge zu mengen, die ihm nichts angingen? Auch verhütete Herr Siegmund, als er einmal im Hause Posto gefaßt hatte, jedes Annähern an die halb Wahnsinnige.

Zwar war unser guter Prediger auf das Gerede, das schnell im Umlauf kam, aufmerksam geworden und entschloß sich, sogleich am nächsten Morgen

selbst mit Kunigunden zu sprechen, allein der Tod war ihm zuvorgekommen; — er hatte die am Abend völlig Gesunde plötzlich in der Nacht abgerufen. Das Geheimniß ging mit ins Grab, wenn es Herr Siegmund nicht etwa erfahren.“

„So sagen Sie, ich bitte Sie,“ sprach Grünberg, „was vermuthete man, und welches Gerede kam im Umlauf?“

„Nun denn,“ antwortete die Frau; „das kleine Mädchen solle keineswegs gestorben sein, vielmehr hätte sie Kunigunde, gegen eine große Summe, einer fremden Frauensperson verkauft, die mit dem Kinde weit über's Meer, Gott weiß wohin und zu welchem Zwecke gereist ist.“

Erstarren faßte Grünbergs Glieder, seine Sinne wirrten sich, vor seinen Augen ward es dunkel und mit dem Ausrufe: „Rosa!“ verließ ihn das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich selbst gebracht war und das Gehörte ruhig überdachte, mühte er sich, jede auf das Begegniß Bezug habende Erinnerung zu klarem Ueberschauen zu wecken.

Er gedachte der Scene zwischen der guten Mamsell und den beiden Schwestern an jenem Abende,

da er lauschend auf den Kanapee gelegen, er wiederholte sich jedes Wort, das sie mitsammen gesprochen hatten, und endlich auch der Blanchard große Verwirrung, als die Tante, freilich nur sehr oberflächlich, nach den nähern Umständen von Röschens Tode fragte und faßte allgemach die Möglichkeit des Vorgefallenen, da ihm Kunigundens Geiz und Fühllosigkeit bekannt waren.

Er entsann sich, des Oeftern nach dem Friedhofe verlangt zu haben um seines lieben, lieben Röschens kleine Ruhestätte mit den knospenden Blüthen des Gartens zu bekränzen, und wie Kunigunde ihm mit harter Strafe gedroht, wofern er den thörichten Wunsch noch einmal laut äußern würde.

„Röschen sei einmal todt,“ hatte sie gesagt, „und bedürfe weder der Blumen noch seiner albernen Thränen. Er solle und müsse sie vergessen!“

Allein Grünberg hatte sie nicht vergessen! Und jetzt, da ihm die Wahrscheinlichkeit, daß die Liebliche noch am Leben sei, immer mehr einleuchtete, jetzt beschloß er, sie alles Ernstes zu suchen und müßte er deßhalb die ganze Erde umkreisen.

„Wo ist Herr Siegmund?“ fragte er.

„Das weiß kein Mensch,“ antwortete die Frau.

„Sonst hat er hierherum in der Nähe gewohnt, wo er ein hübsches Haus besessen und in vertrautem Verkehr, namentlich mit Kunigunden gelebt, auf Pfänder geliehen und allerlei Schacher getrieben hat. Siegmund ist jedoch nur sein Taufname, doch ward er allgemein bei diesem genannt, weil ihn die Schwestern nie anders nannten. Uebrigens war er stets ein heimlicher, schleichender Geselle, dem nichts Gutes zuzutrauen war.

Verzeih mir's Gott! Aber ich glaube, es mag auch nicht ganz richtig zugegangen sein mit dem schnellen Tode der Jungfer. Siegmund war sichtlich von Gewissensbissen gequält, — er verschleuderte Haus und Hof, ich kaufte es für einen wahren Spottpreis, verkaufte auch sein eigenes Haus, das doch dort hinter jenem hohen Berge so schön gelegen war, um nur fortzukommen."

„Spitz!" Rief Grünberg unwillkührlich. Denn vor seinem geistigem Auge tauchte jenes kleine, dürre Männchen auf, das die Schwestern oft besuchte, und welchen Röschen Spitz nannte, weil er dem Spitz Kunigundens vollkommen glich. Nach einer Weile fragte er:

„Und nahm sich denn kein Mensch die Mühe, diese ganze Sache näher zu untersuchen?"

„Wer sollte unberufen in ein Wespennest stören?" fragte die Frau.

„Um die aberwitzige Kunigunde hatte sich kein Mensch bekümmert. Ihr Tod schmerzte keine Seele. Erst als sie beerdigt, das Haus verkauft und Siegmund aus der Gegend verschwunden war — tauchte eine Geschichte nach der Andern auf. Man stellte zusammen und vereinigte die einzelnen Brocken und da endlich stellte sich das schauderhafte Ganze heraus."

„Und in welche Hände das arme Kind gerathen, muthmaßte man nicht?" fragte Grünberg.

„Gewisses erfuhr Niemand. Und wer weiß, ob selbst Kunigunde jemals ein Wort darüber gesagt haben würde, wenn sie nicht gefürchtet hätte, die Geschichte könne an den Tag kommen, indem das kleine Mädchen ein gewisses Kleinod an sich getragen haben solle, das sie jedenfalls ihrer rechten Familie kenntlich machen müsse, und welches sie vergessen, ihr vom Halse zu nehmen, als sie dasselbe jener Frauensperson übergeben. Nun soll sie einige Zeit vor ihrem Tode einen Brief bekommen

haben, worin Allerlei von diesem Kleinode gesprochen ward, und der von jener Frauensperson herrührte, welcher sie das Kind verkauft; — hierauf sei Kunigunde in Krämpfe verfallen und habe sich später, bis an ihren Tod, wie eine Wahnsinnige gebehrdet."

Jetzt schwand auch Grünbergs letzter Zweifel. — Er gedachte der Hälfte des Goldstücks, das er selbst besaß, und welches Tante Silberstift für eine aus den Kreuzzügen sich herschreibende Sitte der Familie erklärte, die ein goldenes Kreuz in so viel Theile breche, als sie Kinder habe, um jedem von ihnen ein Stückchen mit auf den Lebensweg zu geben. — Er sammelte gierig jedes Wort, das durch die Geschwätzigkeit der Magd Kunigundens in Umlauf gekommen war, und gab sich alle nur erdenkliche Mühe zu erforschen, wohin Herr Siegmund sich gewendet habe.

Das letztere Unternehmen mißlang ihm jedoch gänzlich; — Siegmund schien von der Erde verschwunden zu sein.

Sein Verlangen, die theure Schwester wieder zu sehen, war lebhaft und innig. Der Gedanke, die arme Unglückliche schmachte vielleicht in entehren=

den Fesseln, erschütterte ihn tief und machte ihn schwer erseufzen, dennoch sah er ein, daß ein Umherreisen ohne alle Spur ein thörichtes, nutzloses Unternehmen sein würde. Zudem war er jetzt nicht Herr seiner Zeit, er hatte die Angelegenheit der Gräfin und was ihm mehr galt, der lieblichen, schuldlosen Helena übernommen, und diese mußte jedenfalls erst beendet werden, ehe er seinem Herzen und den Pflichten des Bruders Gnüge leisten konnte. Nach langem Hin- und Hersinnen beschloß der junge Mann, seinem Gönner, dem Herrn von Simmern, schriftlich Alles mitzutheilen und dessen Rath in Anspruch zu nehmen, wie eine nähere Erklärung möglichst zu erlangen sei.

Grünberg meldete nebenbei seinem Freunde Alles, was er über die Angelegenheit der Familie Norris in Erfahrung gebracht, und wie er sehnlich darnach verlange, die Sache zu Jedermanns Zufriedenheit beendet zu sehen, indem sein Herz, durch so schmerzliche Täuschungen und Widerwärtigkeiten für die Freuden des Lebens unzugänglich gemacht, sich nach Ruhe und Stille und der tiefsten Verborg nheit sehne.

„Meine arme Schwester zu finden," schloß er,

„ist von allen Wünschen, die ich verfehlt habe, „jetzt noch der letzte, einzige, der mein Herz be„wegt und von dem ich Erfüllung hoffe.

„Aber, wo werde ich sie, und wie werde ich „die Arme finden?"

Aus dem ganzen Briefe leuchtete, was sein eigenes Selbst bedarf, eine so tiefe Schwermuth, eine so schmerzliche Sehnsucht nach Ruhe hervor, daß Simmern leicht errieth, das Gemüth des jungen Mannes müsse noch andere Wunden empfangen haben, als die angeführten, und die Liebe, gewiß eine hoffnungslose Liebe sei es, die ihm das Leben mit seinen Freuden verleide.

Wohl hatte Simmern den wahren Grund von Grünbergs Niedergeschlagenheit errathen, doch irrte er gewaltig in dem Gegenstande seiner Neigung. Er glaubte nämlich, aus des jungen Mannes Muthlosigkeit annehmen zu müssen, es habe derselbe sein Auge auf einen unerreichbaren Gegenstand geworfen, — vielleicht auf Comtesse Helena selbst, deren Wesen er so liebenswürdig schilderte, und fühle das Thörichte seiner Leidenschaft, trachte nach Entfernung aus der gefährlichen Nähe des geliebten Mädchens, und wünsche nur deßhalb die Angele-

genheit schnell zu Ende zu bringen, um sein verwundetes Herz in der Einsamkeit heilen oder — sich verbluten zu lassen.

„Dumme Geschichten!" wisperte Simmern. „Die arme, schöne, liebe Emilie, die ihr herrliches Waldengrün und das reizende Pappelau dem Undankbaren so gern sammt ihrer charmanten, kleinen Person an den Hals werfen möchte, und den Flatterhaften so treu, so innig liebt!

Dumme Geschichte! Und unerklärliches Verhängniß, das die besten Menschen in der Irre herumlaufen läßt; Eines hinter dem Andern herjagt, ihnen Kummer, Sorge und Angst bereitet und warum? Alles, weil es dem Schicksale oder ihnen selbst beliebt, die Erde für einen Redoutensaal anzusehen, sich in Masken zu hüllen, die den Blick verhindern, die wahren Züge herauszufinden.

Warum warf der Junge seinen ehrlichen Namen weg und hüllte sich gleichsam in einen grünen Domino?

Daran ist nichts schuld, als der grüne Mantel des Ungarn, der ihm den Kopf verdreht. — Ich wundre mich nur, daß er sich nicht lieber gleich Grünmantel nannte!

Und sie, die kleine starrköpfige Riesendom! Warum hält sie fest an dem Namen, der, wie sie leicht denken kann, ihn von ihr entfernen muß, da sie doch sein Annähern so herzlich wünscht?

Trägt sie nicht allein die Schuld, wenn er sich wirklich in Helena vergafft hat?

Hm, das Letztere will mir nicht gefallen. Emilie behauptete doch, daß, als sie noch bei einander auf dem Pfarrhause zu Grünberg —

Halt!" rief Simmern, freudig erregt. „Das Pfarrhaus zu Grünberg bringt mir mit einem Male das volle Licht entgegen. Jetzt weiß ich, warum er den Namen wählte! Es geschah aus zärtlicher Erinnerung an die kleine, liebe, süße Emmy!

Ei, da kommt mir ein guter Gedanke! Fand nicht Emilie in dem Schreibtische ihres Vaters ein Päckchen an Leo überschrieben, das nur in seine eigenen Hände niedergelegt werden soll?

Und will die Kleine nicht verzweifeln, daß sie seinen Aufenthalt nicht weiß?"

Nach einer Pause fuhr Simmern fort. „Ja, es geht, und wahrlich so ist es am besten.

Ich packe das Fräulein Riesendom in meinen Wagen, die Mutter kann uns begleiten und wir

reisen schnurstracks nach dem Schlosse der Gräfin Norris — Habe ich doch meinem Schwager seit langen Jahren meinen Besuch in seinem neuen Vaterlande versprochen und der gute Mann spricht nicht halb so viel Anziehendes davon, als der scharfsichtige Kohl, der keine Maus unbeachtet vorüberschlüpfen ließ. Ich behaupte, der Mann hat in hundert Tagen mehr bemerkt, als Andere in hundert Jahren sehen würden!

Gewiß sagen die Oestreicher, wenn sie sein Buch lesen: 's ist halt a Genie! und die guten Leutchen mögen vollkommen Recht haben!

Also! wir reisen nach Ungarn. Leo, oder wie er dort heißt, Grünberg wird überrumpelt. Die liebliche Emilie, mit dem warmen, zärtlichen Herzen tritt vor ihn hin, er vergleicht das sanfte, demüthige Kind mit der stolzen Helena; — wir schüren das Feuer, blasen den matten Funken zu heller Flamme an und — und — rufen Victoria!"

Indeß der Herr von Simmern, zu Folge seines lebhaften Temperamentes, die Anstalten zu einer Reise schnell traf, um einen Urlaub einkam und die beiden Damen Riesendom für seinen Plan gewann, wenden wir uns zu unserm Freunde Grün=

berg zurück, um den Kummer seines Herzens näher zu beleuchten.

Wen eine glänzende, zuversichtliche Hoffnung täuschte, wie es der Fall nach dem Tode des Herrn von Riesendom mit Grünberg war, der wird begreifen, daß auch der muthigste Geist kaum so viel Kraft besitzt, die frühere, sorglose Heiterkeit des Gemüths in gleichem Grade sich zu erhalten.

Grünberg sah sich in seinem dreiundzwanzigsten Jahre durch Verrath seines einzigen Verwandten weit ärmer geworden, als er es in seiner hilflosen Jugend war.

Damals war er von freundlichen, liebevollen Menschen umringt, die ihn liebten und ungefragt ihr Hab und Gut mit ihm theilten.

Wie karg und gering auch die Lebensweise war, die man in des Pfarrers Hause führte, sie war reich an tausend Freuden, indem der Athem der Liebe, des heiligsten Vertrauens alle Herzen durchwehte und sie eng an einander kettete. Leo ward geliebt und durfte lieben mit aller Wärme seines gefühlvollen Herzens; er fühlte die Armuth nicht und ahnte keine Verlassenheit.

Nach Riesendom's Tode war er daher ärmer,

o tausendmal ärmer! Wie oft hatte er, während der drei Jahre, die er in dessen Hause verlebt, seine Einbildungskraft mit der süßen Hoffnung gespeist, seinen geliebten Pflegeeltern durch eine sorgenfreie Lage, die er ihnen bereiten wollte, ihre Liebe zu lohnen. — Wie sehr oft mündlich und schriftlich mit ihnen von diesen goldenen Hoffnungen gesprochen. Wie oft der süßen, lieblichen Emmy geschworen, daß er nur dann glücklich sein würde, wenn sie, die Geliebte, nimmer von ihm getrennt sein würde.

Und wie innig dankten ihm schon jetzt diese guten Menschen für die beglückenden Hoffnungen, die er ihnen gab! Wie freudig und zuversichtlich gingen sie darauf ein, und wie sinnreich wußten sie die Pläne zu erweitern, um ihrem Lieblinge, ihm, das höchste, das schönste Glück zu bereiten.

Riesendom starb, und Grünbergs reiche Hoffnungen lösten sich in Schaum auf.

Erbleicht vor tiefem Schmerz, erschüttert in tiefster Seele, stand er denn mit seinem Glücke, ging das Glück aller seiner Lieben unter und versank, wie seine Träume, seine Hoffnungen!

Und sie waren glücklich gewesen, die Theuern,

in ihrer anspruchslosen Bescheidenheit, in ihrer stillen Zufriedenheit, — er allein hatte Wünsche in ihnen angeregt und sie nach Besserm trachten gelehrt. — Seine Liebe wollte ihnen ja das Schönste, das Herrlichste geben, und darum nannte er ihnen Alles, was sie haben und besitzen sollten, und die Herzen öffneten der rosigen Hoffnung Thür und Fenster und sie zog ein die schöne, doch ach, so trügerische Göttin, bis sie alle Räume derselben erfüllt hatte, um — nach süßem, kurzem Traum, den Schmerz anstatt ihrer einzuquartieren und hohnlachend davon zu eilen.

Konnte er sich wohl jetzt den geliebten Menschen nahen, in deren einfachen, demüthigen Herzen er das Verlangen nach glänzender Veränderung ihres Geschicks angeregt, und die sich, nach der lang gehegten Hoffnung, nur noch unglücklicher fühlen mußten, da sie sich getäuscht sahen?

Und Emmy, die liebevolle, geliebte, süße Emmy?

Wir hörten bis jetzt nur, was Grünberg, seine Verluste berührend, flüchtig seinem Freunde mittheilte. Sein eigentlich tiefes Empfinden, sein Herz sahen wir nicht — und vermöchten wir die

Brust zu durchdringen mit scharfem Auge, so würden wir sehen, wie die innigste sehnsüchtigste Liebe zu Emmy in seinem Innern lebte und die Hoffnungslosigkeit seiner Lage ihn mit tiefem Schmerz erfüllte, weil sie ihm die Aussicht raubte, dies theure Wesen jemals sein zu nennen. Auch daß seine Schwester Rosa, die er als Kind so zärtlich geliebt hatte, noch am Leben sei, konnte unter den obwaltenden Verhältnissen seinen Kummer nur vergrößern. Wer konnte ihm sagen, wo das arme Wesen hingerathen und was aus ihr geworden sei? Und wenn sie wirklich lebte, wenn sie seiner Hilfe bedürfe?

Gehörten ihr dann nicht die ersten Pflichten? Und mußte die Liebe zu Emmy nicht dann der Liebe zu seiner Schwester nachstehen?

Grünberg hatte sich von dem Schauplatze seiner frühsten Kinderjahre getrennt, — er mußte sich gestehen, daß es mit weit größerem Schmerze geschähe, als damals, wie er an der Hand der stolzen Tante Silberstift der Residenz zueilte, um all den herrlichen Excellenzen, die sie als ihre und seine nahen Vettern ihm nannte, vorgestellt zu werden.

„Alles was den Schein von Glück an sich

trägt," sprach er für sich, „verwandelt sich für mich in schmerzliche Täuschung. Und nur das Unglück ist wahr, gleich, als ob ich nicht für jenes, nur für dieses geschaffen wäre! O könnte ich wenigstens Anderer Glück erkaufen mit meinem Schmerze! Ich wollte ja gewiß nicht klagen noch muthlos sein. Doch Emmy! — Rosa! selbst Helena, die mir werth ist, wie eine theure Schwester; — o, daß ich sie Alle nicht glücklich weiß und zu schwach bin, um helfen zu können!"

In M. angekommen, erfragte Grünberg Herrn Goldammers Wohnung und trat, eingeführt von einer alten Magd, in dessen Zimmer.

Herr Goldammer war ein kleines, ausgetrocknetes Männchen, mit einer langen, vorstehenden Nase und scharfblitzenden Augen, über welchen er eine grüne Brille trug. Seinen Scheitel hatten Alter oder Sorgen, vielleicht beides, erst gebleicht, dann der Haare gänzlich beraubt, weßhalb er sich vor Fremden einer jugendlich blonden Perücke bediente; doch jetzt, unvorbereitet auf einen Besuch, finden wir ihn, in einen langen Schlafrock von

zweifelhafter Farbe eng eingewickelt in seinem ledernen Großvaterstuhle sitzen, den Kopf, dessen Glätte einer Kegelkugel glich, mit einer weiß baumwollenen, etwas vergelbten Schlafmütze bedeckt, die dürren Beine aber in ein Paar mächtiger, sogenannter Bärlatschen ausgehend, auf deren einer Oberfläche eine graue Katze ihr Mittagsschläfchen hielt.

Daß nur Niemand nach dieser Schilderung glaube, wir haben ihn in eine dürftige Hütte zu einem armen Manne eingeführt. Gewiß nicht. Im Gegentheil können wir versichern, daß, wenn an Allem, was sich unserm Auge darstellte, etwas dürftig genannt werden konnte, es allein das Wesen war, welches in diesen Räumen waltete, nimmer aber die Umgebung, die sich als höchst sauber und zierlich, ja sogar elegant und reich auswieß.

Herr Goldammer erhob sich von seinem Sessel bei Grünbergs Eintritt, doch dergestalt, daß er nur den einen Fuß mit seiner großartigen Filzbehausung vorwärts bewegte, indeß er einen Blick auf den andern warf, gleichsam fürchtend, seinen schlafenden Liebling zu stören. Dann schob er die Brille über die Stirn zurück, und fragte mit einer

feinen, dünnen Stimme: „Wen habe ich die Ehre? Was steht zu Ihren Diensten?“

Wie wenig ansprechend auch des Mannes Wesen für Grünberg sein mußte, so war doch in dieser ersten Begrüßung etwas, das die Ahnung in des jungen Mannes Brust senkte, Goldammer sei kein gefühlloser Mensch. Das Begegniß mit der schlafenden Katze, so gering es an sich auch war, deutete doch auf Neigung, auf Liebe zu einem Geschöpfe — und wer ein Thier freundlich und liebevoll behandelte, sollte der Krieg führen können mit Menschen, die ihm niemals Leides gethan? So dachte und folgerte Grünberg, indem er Platz nahm auf dem Sopha und sich Herrn Goldammer als Abgesandten der Gräfin Norris beglaubigte.

„So, so, hm, hm,“ wisperte Herr Goldammer, indem er rasch die baumwollene Mütze von der Glatze riß und eine hellblonde in zierliche Löckchen gerollte Perücke auf das kahle Haupt stülpte. „Viel Ehre! Recht angenehm, Herr von Grünberg, freut mich recht sehr! Habe so etwas erwartet, hm, hm. Sehen Sie, Herr von Grünberg,“ fing er an, indem er noch verschiedene Kleinigkeiten an seiner Toilette flüchtig in Ordnung brachte,

„sehen Sie, ich habe mir's gedacht, daß so eine reiche Dame, wie die Frau Gräfin ist, gern in die bescheidenen Forderungen eines armen, redlichen Mannes meines Schlages eingehen und lieber Alles aufbieten würde, als sich des Verdachtes ausgesetzt zu sehen: sie habe den Verlust ihrer Tochter durch ein fremdes Kind ersetzt und dadurch alle Welt betrogen, blos um sich den Reichthum zu erhalten."

„Sie müssen erst beweisen, Herr Goldammer," sprach Grünberg mit unklarer Ahnung auf seinen Gegner blickend, „daß Helena der Gräfin Tochter nicht ist — und dies möchte Ihnen schwer, ja unmöglich werden, indem die große Aehnlichkeit der Comtesse mit dem Geschlechte der Norris ihre Abkunft von demselben nur zu fest verbürgt."

„Und dennoch trügt diese Aehnlichkeit," rief Goldammer. „Ich beschwöre es, daß das Mädchen nicht näher mit der Gräfin Norris verwandt ist als mit Ihnen, Herr von Grünberg, oder mit mir. Die Beweise sind in meinen Händen seit drei Jahren, Herr von Grünberg, Alles klar, deutlich, unwiderleglich — ich darf nur den Mund öffnen, und die Welt erfährt, daß Helena nicht der Gräfin Tochter ist."

Wiewohl die Zuversichtlichkeit, mit welcher Goldammer sprach, den jungen Mann nicht wenig beunruhigte, so wußte er diese Unruhe dennoch einem andern Gefühle unterzuordnen, das, wiewohl immer noch unverständlich, dennoch immer bestimmter zu der Ahnung sich gestaltete: den Mann schon irgendwo einmal gesehen zu haben. — Nichtsdestoweniger verfolgte er jetzt seinen Zweck und fragte ruhig:

„Seit drei Jahren, Herr Goldammer? Das ist allerdings auffallend und veranlaßt mich zu der Frage: warum Sie nicht früher gesprochen? oder, wenn Sie so lange geschwiegen, warum Sie jetzt mit einer Entdeckung hervortreten wollen, die, wenn sie gegründet ist, den Frieden und das Glück so vieler Menschen untergraben muß.“

„Soll nicht, Herr von Grünberg, soll gewiß nicht,“ rief Goldammer. „Ich will Niemand schaden, bin ein stiller, gottesfürchtiger Mann, schlicht und recht, darum will ich schweigen, noch länger schweigen wie das Grab. — Aber sehen Sie, Herr von Grünberg, gewiß ist doch derjenige ein Narr, der seinen eigenen Vortheil nicht beachtet! Und das Alter macht klüger, hå, hå, hå!

Ich bin ein armer Mann, bin nicht mehr jung und nicht ohne einige kleine Liebhabereien, die Geld kosten,“ setzte er lächelnd hinzu.

„Vor drei Jahren hätte ich allerdings eben so gut sprechen können, das ist wahr, indeß würde damals die Bekanntmachung des Geheimnisses vielleicht der Frau Gräfin allein Nachtheil gebracht haben, da die Comtesse nur noch ein junges, unbedeutendes Mädchen war. — Jetzt ist das anders, als Braut eines vornehmen, mächtigen Herrn muß ihr Alles an einem guten Namen liegen — darum — Herr von Grünberg, Sie sehen, ich bin ein ehrlicher Mann, ich will schweigen, wenn mir die beiden Damen das kleine Sümmchen von funfzigtausend Thalern auszahlen.“

„Auf solche übertriebene Forderungen,“ sprach Grünberg, „wird sich die Gräfin niemals einlassen! Ich bin überzeugt, sie wird die ganze Sache abbrechen und all' ihre künftigen Versuche eines nochmaligen Annäherns entschieden zurückweisen.“

„Das wird sie nicht,“ fiel Goldammer schnell ein, „sie weiß, daß ich fest entschlossen bin, die Sache alsdann vor Gericht zu bringen.“

„Und was gewännen Sie dadurch?“

„Nichts,“ antwortete Goldammer, „freilich nichts — aber sie verliert, Herr von Grünberg, verliert Ehre und Reichthum. — Und schon das ist etwas, worüber ich mich lange freuen kann, wenn sie mir die funfzigtausend Thaler nicht giebt.“

Grünberg sah, daß er es jedenfalls mit einem entschlossenen Gauner zu thun habe, dennoch mühte er sich, kalt und ruhig zu scheinen, um so viel als möglich erst zu hören und dann von der großen Forderung abzuhandeln, darum sprach er:

„Es wird Ihnen allerdings sehr schwer werden, die erforderlichen Beweise zu liefern. — Die Gräfin ist so entschlossen, wie Sie es scheinen. Die Wärterin, welche Helena's Kindheit gepflegt und die Kleine nicht einen Moment verlassen hat, ist Willens, in jedem Augenblicke die Identität der Comtesse zu beschwören. Die Zeugen —“

„Sind falsch,“ schrie Herr Goldammer; „der Schwur ist es nicht minder — ich weiß das Alles besser, zuverlässiger — ich habe schwarz auf weiß, und kann ebenfalls schwören, wenn es verlangt wird. Mir muß man glauben — mir wird man glauben, und jene Wärterin wird, wenn man sie mir gegenüberstellt, zusammensinken und gestehen

müssen, daß sie gelogen — denn gerade sie ist es, die den Handel geschlossen. — Nichts da, Herr von Grünberg, ich bin meiner Sache gewiß."

„Und die Beweise alles dessen wären in Ihren Händen?" fragte Grünberg mit sichtbarer Verwirrung, indem seine Blicke starr an einem Ringe hafteten, den Goldammer am Zeigefinger seiner rechten Hand trug.

„Sie sind es," rief Goldammer mit verdoppeltem Eifer, „Sie sind es, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin und Siegmund Goldammer heiße!"

„Siegmund!" Ein heller Lichtstrahl erleuchtete das Dunkel der Erinnerung.

„Spitz," rief Grünberg unwillkührlich laut, denn Siegmund Goldammer war jener frühere Bekannte Leo's, den das holde, kleine, liebe Röschen Spitz getauft hatte.

Vergessen waren die Gräfin und Helena. — Rosas Bild stand vor Grünbergs geistigem Auge und — im nächsten Moment hatte seine nervige Faust das dürre Männchen an der Brust gepackt und ihn aus seinem Sessel emporgerissen, daß die Perücke rückwärts, die weiten Filzschuhe rechts und

links flogen, ihres Trägers Knochen aber unwillkührlich, wie ein Mühlenwerk, klapperten.

„Siegmund,“ schrie Grünberg, den Erschrokkenen derb rüttelnd.

„Habe ich Dich gefunden, ehrloser Betrüger! Giftmischer, niedriger Bösewicht!

O mein Auge täuschte sich nicht! Und achtzehn Jahre vermochten es nicht, mich den Ring vergessen zu lassen, den Frau Blanchard am Finger trug und den ich in kindischer Lust tausendmal gesehen und in Händen gehabt!

Du hast ihn von Kunigunden, Elender! die Du vergiftet, damit kein Anderer als Du das Geheimniß ihrer Schandthat erfahre und Du allein für Dich Nutzen daraus ziehen könntest!

Gestehe, Bösewicht! oder ich drücke Dir den letzten Athem aus der verbrecherischen Brust.“

Goldammer sah sich gefangen, er sah sich entlarvt; — halb entseelt sank er zusammen — er stöhnte und winselte.

Grünberg stand vor ihm, wie der Engel mit dem feurigen Schwerdte vor weiland dem sündigen Adam.

Alle Ausflüchte waren vergebens. „Gestehst

Du nicht augenblicklich Alles," rief der junge Mann, „so sitzest Du eine Stunde später in Ketten, das schwöre ich Dir bei meinem Leben!

Was sagte Dir Kunigunde? Wo kam das freundliche, liebliche Röschen damals hin? Was ward aus dem Kinde und welchen Händen übergab es die heillose, sündige Kunigunde? Gestehe! Alles ist verrathen, des Kindes Grab findet sich nirgends, man weiß, daß es nicht starb, daß Kunigunde das schuldlose Wesen verkauft hat."

„Erbarmen, Herr von Grünberg!" winselte Goldammer, „ich will ja Alles gestehen, Alles; — versprechen Sie mir nur, nichts zu unternehmen, was meiner Ehre nachtheilig sein könnte —"

„Schweig, Elender," unterbrach ihn Grünberg, „und rede nicht von Ehre, die Du nie gekannt. Gestehe Alles, wahr, klar, und ich zweifle nicht, daß ich Dich sattsam verachten werde, um Dich unangetastet Deiner eigenen Schande zu überlassen.

Was ward aus Röschen und in wessen Hände kam sie?"

Goldammer mußte reden, so unglaublich schwer es ihm ward, er mußte sein theures Geheimniß

preisgeben — und so erfuhr Grünberg, was er niemals geahnt, daß jene gute Mamsell und Frau Innocenzia eine und dieselbe Person sei, die, weil das ihrer Ueberwachung anvertraute gräfliche Kind gestorben, die kleine Rosa für eine bedeutende Summe gekauft und der Gräfin, anstatt der kleinen Comtesse, zugeführt habe.

Die zufällige, jedoch auffallende Aehnlichkeit, welche das kleine Mädchen mit ihrer Schutzbefohlenen hatte, brachte Innocenzia zuerst auf die Idee, sie für die Gestorbene gelten zu lassen; — Frau Blanchards Gewissensbisse suchte man dadurch zu beschwichtigen, daß man ihr anschaulich machte, die kleine Rosa sei eine arme Waise, die allein auf diese Art zu großen Glücksgütern gelangen könne, und daß ihre Verwandten jedenfalls recht froh sein würden, durch ihren Tod, den man verbreiten könne, der Sorge für ihre fernere Erhaltung überhoben zu sein.

Später jedoch erwachten Kunigundens Gewissensbisse. Das Fräulein von Silberstift hatte den ersten Brand in ihre Seele geworfen dadurch, daß sie des Familienkleinods erwähnte, welches die kleine

Rosa auf der Brust trug, und welches sie dem Kinde abzunehmen vergessen hatte.

Die Angst ward größer nach der Schwester Tode und hieß sie an Innocenzia schreiben, um diese zu veranlassen, sie möge ihr um ihrer Seelenruhe willen jenes Kleinod, das ja für sie gar keinen Werth haben könne, senden.

Allein Innocenzia war schlau genug, um einzusehen, daß sie selbst einmal daraus Nutzen ziehen könne und sich dessen nicht entäußern dürfe. Sie schrieb daher zurück, daß sie selbst so klug gewesen, dies räthselhafte Ding der Kleinen vom Halse zu nehmen und es mit Allem, was dieselbe aus Kunigundens Hause um und an sich gehabt, unter Schloß und Riegel zu bergen. Kunigunde möge ihr zartes Gewissen nur beruhigen, sie habe die Summe für das Kind erhalten, einen Eid geleistet, nicht mehr und mit keinem Menschen von der Begebenheit zu sprechen, mithin solle sie diesen halten und jeden fernern Buchstaben= oder Wortwechsel über die Sache meiden, da sie, Innocenzia, nicht Willens sei, noch ferner mit ihr darüber zu verhandeln.

Kunigunde war nicht ruhig — ihre Angst und Beklommenheit wuchsen endlich zu einer unerträgli=

chen Höhe, als ihr eines Tages ein Schreiben des Herrn von Riesendom kam, der jetzt, nachdem mehr denn zehn Jahre vorübergegangen waren, sie aufforderte, den Todtenschein des Kindes einzusenden, welches er als dessen Vormund ihren Händen zur Erziehung anvertraut und welches vor ungefähr zehn Jahren an einem bösartigen Fieber gestorben sei rc.

Jetzt wirrte die Angst Kunigundens Sinne, sie rief Goldammer, der aus langer Bekanntschaft mit den Schwestern nur Siegmund von ihnen genannt ward, zu sich — versprach ihm Hab und Gut, ihr Alles endlich, wenn er sie der Pein einer gerichtlichen Untersuchung und der gewiß darauf folgenden harten Strafe entziehen könne und würde.

„Kunigunde starb,“ schloß Goldammer seinen Bericht mit niedergeschlagenen Augen. — „Das Geheimniß ging auf mich über — der Herr von Riesendom starb endlich auch — ich hatte Niemanden mehr zu fürchten und — jetzt wissen Sie Alles!“

Grünbergs Empfindungen schildern zu wollen, würde gewiß keine leichte Aufgabe sein.

Erschüttert bis ins tiefste Mark seines Wesens saß er daheim im stillen Zimmer und sann den Begebenheiten seines Lebens nach.

Das eigene, schwere Geschick lag lastend auf ihm; — vor dem Geschicke seiner armen Schwester erfaßte ihn ein namenloses Beben.

Welch schreckliche, welch peinliche Aufgabe für ihn, vor das Mädchen zu treten, die bis jetzt von Glanz und Ueberfluß umgeben, an die höchste Gemächlichkeit des Lebens gewöhnt, geliebt und geehrt von Allen, die Verlobte eines hohen, stolzen Mannes war und ihr sagen zu sollen:

„Tritt heraus aus dem Kreise, der Dich bis jetzt beglückte! Wirf Alles von Dir, was bis jetzt Dein Leben verschönt und wisse es endlich, Deine Träume haben Dir nicht gelogen, — Du bist nicht die reiche, stolze Gräfin Norris, nicht mehr die Verlobte des geliebten, edeln Mannes, — Du bist eine arme Waise und von allen irdischen Gütern, die Dich so reich umgaben, bleibt Dir nichts, als ein Bruderherz, das der Gram zu brechen droht!"

Bleich, versenkt in tiefen Schmerz langte Grünberg auf dem Schlosse Norris an.

Daß er Helenen die Wahrheit sagen müsse,

war die einzige Ueberzeugung, die klar und fest in ihm lebte; — das Wie? war ihm noch unverständlich und er schwankte, ob er erst seinen alten, biedern Procop, ob er Madame St. Clair zuerst in das Vertrauen ziehen solle, um mit ihnen zu überlegen, wie die Aufklärung der armen Helena zu geben sei, daß sie nicht allzusehr ergriffen werde.

Procop war fast erstarrt vor Verwunderung und Ueberraschung, als er aus Grünbergs oft stokkenden Reden den Zusammenhang des Ganzen mehr errieth als verstand. —

„Und Sie heißen Grünberg?" fragte er gleichsam unbewußt, in tiefem Sinnen. „Mir kamen Ihre Züge längst bekannt vor," fuhr er nach einer Pause fort. — Uns Allen schienen Sie nicht fremd, nur daß es so kommen würde, hätte ich nicht gedacht! Hm, der Zufall spielt sonderbar! Also Helena ist Ihre Schwester?

Herr von Grünberg," sprach er dann, indem er des jungen Mannes Hand mit Wärme faßte — „fassen Sie sich, beruhigen Sie sich, ich hoffe zu Gott, diese Entdeckung soll keine Störung in dem Glücke Ihrer Schwester herbeiführen — sinnen Sie auch nicht über Pläne nach, wie Sie ihr die Sache

beibringen wollen. — Lassen Sie Ihr Herz, Ihr Gefühl sprechen und Helena wird in Ihnen gern den Bruder begrüßen und erkennen.

Ruhen Sie jetzt — ich entschuldige Sie bei der Gräfin durch allzugroße Ermüdung und melde Sie zu morgen an. — Indeß gewinnen Sie Zeit mit Helenen ins Reine zu kommen."

So schrieb denn Grünberg einige Zeilen auf ein feines Blättchen und sandte diese nach Helenens Zimmer. Er hatte sie gebeten, ihm noch diesen Abend eine Unterredung zu gönnen.

„Madame St. Clair und ich erwarten Sie zum Thee," antwortete Helena. „Wir werden ungestört sein."

Bebend fast und tief ergriffen von der Wichtigkeit des Augenblicks, dennoch aber mit unendlich weicher Zärtlichkeit trat Grünberg zur verabredeten Stunde in Helena's Gemächer.

Mit weichem Lächeln bot er dem schönen Mädchen die Hand zur Begrüßung — und wie sehr er sich auch mühte, er vermochte eine Thräne nicht zu gewältigen, die ihm ins Auge trat und ihm die Stimme raubte, um mehr zu sagen als: „Helena!"

Madame St. Clair, die bereits von Procop

einige Winke erhalten hatte, suchte ihre tiefe Erschütterung dadurch zu verbergen, daß sie etwas abgesondert von den Beiden saß und eifrig zu lesen schien.

Helena erbleichte, nachdem sie Grünberg in's Auge geschaut, sie schlug die Blicke zu Boden, — sie fühlte, daß sie jetzt an dem Wendepunkte ihres Geschickes stehe und erzitterte, etwas zu hören, das sie vernichten mußte, da es selbst den starken Mann erbleichen machte. „Grünberg," lispelte sie endlich, „Sie haben mir Wichtiges zu sagen — ich ahne Alles und bitte Sie, lassen Sie uns Beide möglich diejenige Fassung behaupten, die schuldloser Gemüther Eigenthum ist."

Helena setzte sich nach diesen Worten auf's Sopha, deutete Grünberg Platz zu nehmen und bat:

„Sprechen Sie, Freund! Sie sehen mich bereit, Alles zu hören."

„Nun denn," sprach Grünberg, mühsam einen leichten Ton annehmend. „Sie sollen mich erst fröhlich stimmen, Gnädige, denn, in Wahrheit, die weite, schnelle Reise scheint meine Gesundheit angegriffen wenigstens nachtheilig auf mein Gemüth

mein Gemüth gewirkt zu haben. Erzählen Sie mir daher, ich bitte, Alles haarklein, was sich während meiner Abwesenheit hier zugetragen."

Helena warf einen forschenden Blick auf den Sprechenden. „Gehört die Aufzählung dieser Alltäglichkeiten," fragte sie, „zu dem Wichtigen, was Sie mir zu entdecken haben?"

„Gewiß," antwortete Grünberg mit einiger Hast, welche der scharfsichtigen Helena nicht entging und sie seine eigentliche Absicht sogleich errathen ließ — „Sie müssen die ganze Vergangenheit vor mein Auge führen; — für mich hat zwiefaches Interesse, was sich mit Ihnen zugetragen."

„So lassen wir denn," sprach Helene mit ahnungsvollem Lächeln, „die jüngste Vergangenheit ruhen und ich führe Sie in die Traumwelt meiner Kinderjahre zurück. — Wollen Sie das?" fragte sie, ihn scharf beobachtend, doch zögernd.

Grünberg bedeckte seine Augen mit beiden Händen. — „Ich folge Ihnen in die Traumwelt," lispelte er leise.

„So sehen Sie mich denn als kleines Mädchen in einer blühenden Gartenlaube," sprach Helena mit bebender Stimme, indem ihre Wange mehr

und mehr erbleichte und das schöne, braune Auge größer und voller auf Grünberg ruhte, damit ihr keine seiner Bewegungen entgehe, „Sie sehen mich in einer Gartenlaube, meine Gebieterin eine glänzende Puppe schmücken, die morgen mit einem Husarengeneral getraut werden sollte, der meinem Spielgefährten gehörte.

Sonderbar,“ unterbrach sich Helena, „daß ich den Namen des Knaben vergessen habe und doch weiß ich bestimmt, er trug einen andern Namen, als den, welchen man ihm später beilegte.“

„Vielleicht hieß der Knabe Leo?“ sprach Grünberg bewegt.

„Leo,“ wiederholte Helena, ihn anstarrend. „Leo! Mein Gott, Leo! Ja, bei dem Allmächtigen! Ich glaube, dies war sein Name. Woher wissen Sie?“

„Und die Gebieterin, hieß sie nicht Donna Ambra?“ fuhr Grünberg fort, „der Husar aber General Pantalon?

Leo war störrisch,“ sprach er, mit Rührung bemerkend, wie Helena's Auge in das Dunkel der Vergangenheit drang und ihr Sinnen sich zurecht zu finden strebte. — „Leo war störrisch, er wollte

die Vermählung nicht gestatten, da weinte Donna Ambra uud die kleine Rosa fiel dem eigensinnigen Leo um den Hals und bat und schmeichelte so lange, bis er seine Einwilligung gab und die Trauung in der Laube selbst vollzog.

Wars nicht so?"

Helena befand sich in einer großen Aufregung, sie weinte und lachte, erröthete und erbleichte, eins ums andere. — „Rosa," wiederholte sie, „Röschen? — Ja gewiß, der Knabe hieß Leo und nannte mich sein kleines, liebes Röschen! ich bin Rosa! Gott! jetzt wird mir Alles klar — ich hieß Rosa — Grünberg!" rief sie. „Um Gotteswillen! Woher wissen Sie dies Alles? Wer sagte Ihnen? Und sind es also wirklich keine Träume? — St. Clair! liebe, einzige Freundin! O laß mich an Deinem Busen weinen! Ich habe mich endlich selbst wiedergefunden und heiße Rosa, nicht Helena. — Aber wer — wer war Leo? Was war er mir? Und — wer bin ich selbst?" fragte sie mit ersterbender Stimme, indem sie ohnmächtig in der St. Clair Arme sank.

Nach einer langen Pause, die weder Grünberg noch Madame St. Elir zu unterbrechen wagten,

erholte sich Helena, sie reichte Grünberg ihre Rechte. „Was war mir Leo?" fragte sie leise.

„Leo war Ihr Bruder, Helena," stammelte Grünberg mit vor Rührung zitternder Stimme. „Fiel es Ihnen niemals ein, Helena, daß Sie einen Bruder gehabt?"

„Gott, mein Gott," rief Helena in heiße Thränen ausbrechend, „welche Verwirrung von Gefühlen in meiner Brust!

Leo mein Bruder? Ja," fuhr sie mit weicher Stimme fort, „ja, ich hatte einen Bruder! ich ahnte, nein, ich wußte es, als ich Innocenzias geheimstes Behältniß einst, durch Zufall veranlaßt, öffnete und ein Goldstück fand, das ich mich plötzlich erinnerte, als Kind auf meiner Brust getragen zu haben. — Auch der Knabe — Leo — mein Bruder trug ein solches."

Rasch stand sie nach diesen Worten auf und nach ihrem Schreibtisch eilend nahm sie ein Papier hervor.

„Hier, Grünberg," rief sie, es auseinanderschlagend. „Hier sehen Sie, es scheint ein Theil von einem Kreuze zu sein, das mir gehörte. Leo

ach, er war gewiß mein Bruder! Er trug ein ähnliches Stück um seinen Hals.

O Gott! Lebt er? Werde ich ihn wiedersehen? Werden die beiden Hälften," sie deutete auf das Kreuz, „jemals wieder vereinigt werden?"

Grünbergs Augen überflossen von sanften Thränen. Er griff in seinen Busen und zog eine feine Kette hervor, an welcher die zweite Hälfte des Kreuzes hing.

„Rosa! Helena!" stammelte er, die Arme weit öffnend. „Die beiden Hälften streben nach Vereinigung! Ich bin Leo! Du Rosa, meine Schwester!

Laß uns sinnen, meine theure Schwester," sprach Grünberg, nachdem der erste Sturm ihrer Gefühle sich gelegt hatte, „was wir thun können, um der Gräfin die Nachricht so schonend beizubringen als möglich.

O Rosa, wie sehr schmerzt es mich, Dir sagen zu müssen, daß ich arm bin! daß ich Dir nichts bieten kann für Alles, was Du zu verlieren auf dem Punkte stehst, als das treue — liebende Herz eines Bruders! O daß ich hinzusetzen muß, es ist ein gramerfülltes, schmerzlich verwundetes Herz!

Helena! Was thun wir, um uns aus dem

Schiffbruche, den alle unsere Hoffnungen erlitten, ein Gut zu retten, das ausreicht für das düstere Leben, das uns die Zukunft beut?"

„Wir bleiben wahr!" antwortete Helena sanft, doch fest.

„Laß Alles von uns abfallen," fuhr sie fort, „und das Mißgeschick über uns daher stürmen; — Eines kann es uns nimmer rauben, es ist das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben!

Und Leo, dies Bewußtsein soll uns die Kraft verleihen, das Schwere zu tragen, das eine weise Gottheit über uns verhängt. Du siehst, mein Bruder, ich bin gefaßt — darum verhehle mir nichts. Theile mir Deine Lebensgeschichte mit, ich muß erst klar wissen, wer ich bin und welche Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft mir gehört und dann, Leo, wenn ich Alles weiß, dann wollen wir sinnen, welches unsere nächsten Schritte sein müssen."

Grünberg that, wie Helena es verlangte, er theilte ihr die vornehmsten Begegnisse seines Lebens mit und es entging der Aufmerksamen nicht, welchen Antheil des Pfarrers liebliche Emmy an dem tiefen Schmerze ihres Bruders hatte.

Helena fühlt ein so beengendes Leid, wenn sie

des eigenen Geschickes gedachte und welch grausames Losreißen von allen ihren Hoffnungen ihr bevorstand, daß sie nimmer geahnt hätte, es könne einen Zuwachs ihres Leidens geben — und jetzt?

Kaum hatte das Geschick ihr einen Bruder in die Arme geführt, der sie stützen, kräftig aufrichten sollte, als sie erkannte, daß derselbe unglücklicher sei, als sie selbst und nicht einmal vermögend war, ihr ein sicheres Obdach zu bieten.

Aber starke Gemüther finden, umrauscht von den Wogen des Schicksals, die sie zu verschlingen drohen, sich am Ersten zurecht, und aus dem Gewirre dunkeln Schmerzes steigt für sie eine Leuchte hervor, die ihnen den Weg klar erhellt, den sie einschlagen müssen, um nicht zu versinken.

Grünbergs Erzählung hatte Helenen ihre und des Bruders Lage deutlich gezeigt; — sie erzitterte, doch sie wankte nicht; und kaum hatte Grünberg geendet, so nahm Helena das Wort und sprach fest:

„Morgen, Leo, entdecken wir der Gräfin Alles. Ein längeres Verschweigen wäre weder rathsam noch klug, da es die Verwirrung nur vergrößern und dennoch den Entschluß nicht wankend machen könnte, den ich gefaßt.

Du weißt, Leo," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß Graf Weyódy um meine Hand geworben hat. — Er warb um die Hand der Gräfin Norris, für welche er mich hielt. — Leo, das übersieh nicht!

Ich weiß jetzt, daß ich weder eine Gräfin noch reich bin und — daß das Schicksal eine unübersteigliche Kluft zwischen uns geöffnet. Weyódy ist ein edler, liebenswürdiger Mann! O Leo, der liebenswürdigste seines Geschlechts!

Vielleicht würde er der armen Rosa so willig seine Hand bieten, als er sie der reichen Gräfin Helena bot, wenn er wüßte, daß ich diese, nicht jene bin. — Doch sein Vater, Leo, seine Familie!

Könntest Du wollen, daß sein Edelmuth mehr als seine Liebe Deiner Schwester ein Opfer brächte, vor welchem sie erröthen müßte, indem die stolzen Verwandten sie stets als eine ihnen Aufgedrungene betrachten würden.

Laß uns unser Bewußtsein in jedem Betracht rein und fleckenlos bewahren und darum uns eilen, von hier fort zu kommen, ehe es zu spät wird.

Weyódy schrieb mir, daß er in seinen Forschun-

gen nicht glücklich gewesen sei, wiewohl er Nichts unversucht gelassen.

Er nennt mich eine Träumerin, schilt meinen Eigensinn, der sich wider die Rechtmäßigkeit des Namens Norris sträubt und setzt hinzu, daß er um desto eher hoffe, ich werde ihm gestatten, mir den Namen Weyódy zu geben, damit der Streit geschlichtet und ich jenen für immer ablege."

„Und Du fühlst Dich wirklich stark genug, arme Schwester," fragte Grünberg, „dem edeln, geliebten Manne zu entsagen?"

„Muß ich nicht?" antwortete das Mädchen, indem sie weinend an des Bruders Brust sank.

„O glaube nur gewiß nicht, Leo, daß mir diese Entsagung leicht wird! Ich liebe Weyódy seit meinen Kinderjahren — die Liebe zu ihm wuchs mit meinem Denken, meinem Gefühl, sie ward die Pulsader meines Lebens und füllte meine ganze Seele aus. — Dennoch muß ich fliehen, schnell fliehen! Seinem Auge gegenüber vermöchte ich es nimmer meinen Entschluß auszuführen."

Grünberg stand am folgenden Morgen im Cabinet der Gräfin Norris, die den jungen Mann allein empfing, ahnend, daß sein Bericht etwas ent-

halten könnte, was sie für rathsam hielt, dem Pater zu verschweigen.

Der Gräfin Wange ward bleich und bleicher, das Auge starrer, je weiter Grünberg in seiner Relation kam. — Als er es aber endlich aussprach und das Ohr der Gräfin es deutlich vernahm, daß ihr eigenes Kind längst gestorben und Helena nicht ihre Tochter, sondern ein von der betrügerischen Innocenzia erkauftes, fremdes Kind sei, dessen Anverwandten entdeckt seien und sie reclamiren würden, da zuckte es um die farblosen Lippen und durch die ganze Gestalt ging ein Beben, die Glieder dehnten sich und wurden kalt, sie erhob sich hoch vom Sessel und sank, ohne einen Laut von sich zu geben, bewußtlos zu Boden.

Grünberg rief Helenen, die im Nebenzimmer des Ausgangs harrte, zu der Gräfin Beistand herein.

Leise schob diese den Riegel vor die Thür, daß kein Ueberlästiger sie störe, dann kniete sie zu der Ohnmächtigen nieder, netzte Lippen und Schläfe mit stärkenden Essenzen, und drückte die kalten Hände der Gräfin an ihre Brust, ihre nassen Augen.

„Mutter,“ lispelte sie, das erste Mal mit einem

tiefen, unendlich weichen Gefühl. „O, meine arme, theure Mutter!“

Die Gräfin schlug endlich die Augen wieder auf. Ihr erster Blick fiel auf die weinende, vor ihr knieende Helena. „Mein Kind!“ rief sie, die Arme um die Knieende schlingend. „Mein einziges, mein süßes Kind!

O wie vermochten Sie es,“ sprach sie mit leisem Vorwurf zu Grünberg, „meine Liebe so hart zu prüfen? Reden Sie! Um Gotteswillen, sprechen Sie es aus! Nicht wahr, Sie scherzten nur, als Sie mir sagten, Helena sei nicht meine Tochter?

O, der Scherz war grausam, er hätte mich tödten können! doch, ich vergebe Ihnen, sagen Sie mir nur, daß Sie gescherzt haben und jetzt jeder bange, bittere Zweifel gehoben ist!“

Grünberg schwieg und Helena hüllte die weinenden Augen in der Gräfin feines Gewand.

Mit fast irrem Auge sah die Gräfin bald auf Helenen, bald auf Grünberg. „Wer sind Sie?“ fragte Sie dann mit erschütterndem Ton.

„Sie gleichen meiner Helena! Ich sehe es jetzt! Sie kamen mir gleich bekannt vor! Junger Mann! Wer sind Sie? und was bewegt Sie, mir die

Tochter zu rauben und mit ihr die Ehre und die Ruhe meines Lebens?"

Helena faßte, noch immer knieend, Grünbergs Hand und zog ihn an ihre Seite nieder. „Er ist mein Bruder," lispelte sie leise, „und wird Ihnen danken, wie ich es thue, für alle Liebe, die Sie mir bewiesen haben."

„Nein, ich lasse Dich nimmer von mir," sprach die Gräfin, nachdem ein klares Verständniß erfolgt war. „Du darfst und kannst mich nicht verlassen!

Herr von Grünberg," wandte sie sich an diesen. „Warum wollen Sie mir den letzten Trost meines Lebens rauben?

Sagten Sie nicht, daß Goldammer es nimmer wagen würde, noch ferner ein Wort fallen zu lassen über die Verwechslung der Kinder? Sehen Sie, Innocenzia wird, aus Furcht vor der Strafe, die sie treffen müßte, wenn ihr Betrug bekannt würde, gewiß schweigen.

Warum sollen denn wir sprechen, da es Ehre und Reichthum gilt, die beide wenigstens gefährdet werden müßten, wenn die Sache zur Sprache käme!

Das Schicksal hat Sie ungerecht und hart be-

handelt," fuhr die Gräfin fort, — „lassen Sie mich gut machen, was es versäumt. Ich weiß, der Pater wird Nichts dawider einzuwenden haben, ja mein kluges Verfahren loben; — darum biete ich Ihnen die Summe, welche Goldammer für sein Schweigen verlangt hat. — Nehmen Sie das Geld und lassen Sie mir vor der Welt die Tochter! Wenigstens bewahren Sie das Geheimniß so lange nur, als ich lebe."

Grünbergs Stirn verfinsterte sich, er blickte düster, schweigend zu Boden. Die Gräfin handelte nicht aus Liebe zu Helenen allein, das fühlte er und verletzte nebenbei sein strenges Ehrgefühl durch die Erwähnung Goldammers, indem es schien, als stelle sie ihn in eine Klasse mit jenem niedrigdenkenden, gemeinen Menschen.

Helena errieth ihres Bruders Gedanken, zudem trat Weyódys Bild vor ihr geistiges Auge. Sie fühlte, wie diese Lüge, weiter gesponnen, tausend andere erzeugen, und sie einer Liebe unwürdig machen müsse, die sie für das heiligste Gefühl ihres Lebens erkannt. Darum trat sie, fest entschlossen, vor die Gräfin und des Bruders Hand ergreifend, sprach sie:

„Mein Bruder ist zu edel, um eine Lüge durch sein Stillschweigen vor der Welt zu bestätigen und zu stolz, um seine Schwester zu verhandeln! Mein eigenes Gefühl aber, theure Frau Gräfin, sagt mir, daß mein Platz fortan nimmer in diesem Schlosse ist.

Ich bin arm und erröthe nicht, diese Armuth zu gestehen. Aber ich müßte vor mir selbst erröthen, sollte ich mich in Zukunft bei einem Namen genannt hören, der mir nicht gebührt.

Ich scheide mit heißen Thränen von Ihnen, gnädigste Frau! Mit zerrissenem Herzen von meinen Hoffnungen, meinem Glücke!

Dennoch scheide ich und preise den Himmel, der mir in diesem großen, schmerzlichen Augenblicke einen Bruder sandte, an dessen treuem Herzen ich mich ausweinen und aufrichten kann.“

Im Schlosse herrschte nach diesen Vorgängen eine peinliche, dumpfe Stille.

Die Gräfin verhandelte mit dem Pater still und heimlich, indeß Innocenzia, einer Bildsäule gleich, in ihrem Zimmer saß, starr auf einen Fleck

blickend und weder dort, wohin ihr Auge gerichtet war, noch in ihrem Kopfe einen Gedanken finden konnte, um sich rein zu waschen von einer Schuld, die jetzt klar erwiesen war.

„Wird er mir das ruhig hingehen lassen?“ fragte sie sich, und bebte zusammen, so oft sich das leiseste Geräusch oder ein ferner Fußtritt hören ließen.

„Wer aber auch in der Welt,“ murmelte sie für sich, „hätte denken können, daß der Laffe von Bruder gerade hierher kommen würde?

Ha! Was ist das!“ rief sie aufspringend, mit hochgeröthetem Gesicht und blitzendem Auge!

„Bruder, er? der Herr von Grünberg des Mädchens Bruder? Holla! da dämmert eine neue Betrügerei auf! Und ich kann es beweisen, schwarz auf weiß, das Helena keine Grünberg ist — Ich war klug genug, um mir des Kindes Taufschein zu verschaffen!“

Hastig lief sie dann nach ihrem Schreibtische und wühlte in ihren Papieren. „Hier ist es,“ schrie sie, mit jauchzenden Lauten. „Hier steht es, Rosa von Tellerndorf heißt sie und nicht Grünberg, wie der betrügerische Gelbschnabel behauptet.

„O, verschließt nur Eure Thüren vor mir und weicht mir aus, als ob ich eine giftige Schlange wäre! Ich bleibe freiwillig in meinem Arrest und gönne Euch die Freude, eine kleine Weile über mich zu triumphiren! Aber sie, das stolze, naseweise Fräulein, und er, der hergelaufene Mosje, den Niemand kennt, sie sollen überwiesen und gedemüthigt werden vor Allen. Dann mögen sie mit mir machen, was sie wollen — stürze ich dann doch nicht allein, sondern im Verein mit ihnen, die ich hasse!"

Von ihr, die sich consequent blieb in ihrer Bosheit bis zum letzten Augenblicke, wenden wir uns nach Helenens sonst so traulichem, friedlichem Boudoir.

Wir finden sie mit Ordnen und Packen ihrer Habseligkeiten beschäftigt und sehen, wie sie sich abmüht, sich und die liebe St. Clair von der Nothwendigkeit einer schnellen Abreise zu überzeugen, damit Weyódy sie nicht mehr finde, wenn er ankommen würde und ihr das Peinliche entnommen werde, ihm, dem Geliebten, Alles auseinander zu setzen und dann dennoch fliehen zu müssen.

Grünberg hatte den alten, biedern Procop aufgesucht.

Der Mann kam ihm heute gar seltsam vor und ganz anders, als früher. Ein dunkles Roth brannte lebhaft auf der faltigen Wange, das Auge kämpfte mit einer Thräne und blitzte gleichwohl so freudig. Selbst die Stimme, klang sie nicht, wie unterdrücktes, inneres Jauchzen? Und verlieh nicht Alles heute dem alten Manne eine erhöhte Lebhaftigkeit?

„Sie wollen fort, Herr von Grünberg," sprach Procop, „uns verlassen? Und die liebe, schöne Helena uns entführen? Jetzt?

Nein, Herr! daraus kann für den Augenblick nichts werden!

Ich habe Befehl, Sie hier zurückzuhalten, jedenfalls! Und wenn Sie mir nicht Folge leisten wollen; Sie — Sie — ja was denn gleich? Herr von Grünberg," rief der Alte, des jungen Mannes Hände ergreifend, mit weicher Stimme, doch ernst: „Sie sind mein Gefangener! Weiß der Himmel, Sie dürfen nicht fort!"

„Aber lieber Procop," sprach Grünberg, halb ernst, halb lächelnd. „Sie scheinen ganz vergessen zu haben, daß es keinem Menschen einfallen darf, meine Freiheit zu beschränken, und daß ich Herr meines Willens bin. Die Frau Gräfin, denn von

dieser vermuthe ich, kommt der Befehl, die Frau Gräfin hat nicht das mindeste Recht mich oder meine Schwester zurückzuhalten.“

„Ei was, die Frau Gräfin,“ fiel Procop ein. „Was geht uns jetzt die gute Dame an? Es heißt, sie werde das Schloß verlassen,“ fuhr Procop fort, „und sich mit dem Pater auf ihr Wittthum zurückziehen, ich halte dafür, es sei das Klügste, was sie thun kann. — Die Rede ist aber zwischen uns von ganz andern Dingen und — Sie bleiben hier, bis sich Alles aufgeklärt hat, damit Punktum!“

„Sie werden sich doch näher erklären müssen,“ sprach Grünberg ernst, „wenn ich wirklich noch einen Tag zugeben soll, sonst reise ich morgen früh bestimmt, darauf verlassen Sie sich.“

„Nun denn,“ sprach Procop, sich die Hände reibend und schlau lächelnd, „lassen Sie sehen, ob Sie sich überwunden erklären. — Alle meine Hilfstruppen die im Anzuge sind, will ich vorrücken lassen, ob Ihnen das gnügt, um mir Ihr Wort zu verpfänden, daß Sie nicht davon laufen wollen, wenn ich Sie frei herumgehen lasse.

Also: Erstens kommt morgen der Herr Präsident von Simmern! Na, was sagen Sie?“

Grünberg erwiderte lächelnd: „Simmern ist mir ein lieber, verehrter Mann, doch nimmer vermögend meinen Entschluß wankend zu machen.“

„Nicht, nicht?“ fragte Procop. „Nun denn, mit ihm kommen zwei Damen, Herr von Grünberg! Wie nun! Errathen Sie nichts? Zwei Damen, Mutter und Tochter, he! — Frau von Riesendom und Fräulein Emilie — —“

„Halten Sie ein, Freund,“ rief Grünberg. „Sie sind auf falscher Fährte und treiben mich gewaltsam fort, wenn Sie mir diese Zudringliche nennen. Wie? Ist es denn denkbar! Bis hierher verfolgt mich die Gehaßte? Dank Ihnen, daß Sie mir dies sagten. Ich reise noch heute, um ihr ein für alle Mal aus dem Wege zu gehen!“

Procop zog ein langes Gesicht; seine Verlegenheit war sichtbar.

„Ei der Teufel,“ wisperte er, „wer hätte denn das gedacht?“

Doch schnell sich fassend, sprach er: „Und dennoch dürfen Sie nicht fort! Die nächste Zukunft geht mit großen Dingen schwanger und — und Ihr freundlicher Mathias ist gefunden! Er dürfte vielleicht noch heut Abend hier eintreffen!“

„Was sagen Sie," fiel Grünberg, aufs freudigste überrascht, ein. „Mathias? Sie wissen jetzt, wer er ist! Haben nach der Beschreibung, die ich Ihnen von ihm gab, seinen Familiennamen entdeckt? Und wirklich, Freund, wirklich wird er hierher kommen?"

„Wirklich und gewiß," antwortete Procop. „Doch kommt er ganz ins Geheim, bloß um Ihnen die tausend Gulden abzunehmen, die Ihnen auf der Seele brennen und seinen Mantel wieder einzulösen, ha, ha, ha! Gewiß allein deßhalb! — Aber verschweigen Sie seine Ankunft der Comtesse, er will das ausdrücklich und — es ist auch nicht gut, wenn die Frauen gleich Alles zuerst wissen."

„Kennt ihn denn meine Schwester?" fragte Grünberg.

„Hm, ich glaube mit Bestimmtheit nein sagen zu können," antwortete Procop ernst. „Vielleicht lernt sie ihn bald kennen — doch vor der Hand will er Sie allein sprechen und befahl mir, allen Andern seine Ankunft zu verschweigen."

„Wohlan denn, Freund," sprach Grünberg, Procops Hand drückend, „so bleibe ich heute noch. Mein Herz verlangt nach dem edeln, biedern Ma-

thias; doch morgen? Die Riesendom? Nein, Procop, diese mag ich nicht sehen! Und wenn Sie wirklich mein Freund sind, so legen Sie meiner Abreise, die zu morgen bestimmt ist, nichts mehr in den Weg."

„Gut, gut, das hängt von Zeit und Umständen ab," bemerkte Procop.

„Vor der Hand halte ich Sie, später mag Mathias seine Kräfte an Ihnen versuchen. Von den andern Herrschaften sage ich gar nichts, und lasse die Vorsehung walten, die ja doch Alles am Besten einzuleiten und auszuführen versteht."

In den spätern Nachmittagsstunden saß Grünberg im Cabinette Helenens und betrachtete voll Theilnahme das mit Ordnen ihrer Reiseangelegenheiten beschäftigte Mädchen, die trotz ihrer festen Vorsätze und ihrer Seelenstärke von Minute zu Minute unruhiger und zerstreuter ward.

Zehnmal hatte sie ein kleines Miniaturbild entschlossen bei Seite gelegt, um es nicht mehr zu sehen, und zehnmal nahte sie sich dem Tische, auf welchem es lag und schlug das Papier auseinander,

welches das Gemälde umhüllte, um nur noch einen, gewiß den allerletzten Blick darauf zu werfen.

Wie vertrauungsvoll und liebreich sie sich auch nach dem Erkennen ihrem Bruder genaht, und wie fest sie ihm versichert hatte, daß die Liebe zu ihm fortan das herrschendste Gefühl in ihrem Herzen sein sollte, sie vermochte es nimmer, den ungeheuern Schmerz niederzuringen, der mächtiger erstand, je näher der Augenblick der Trennung kam. Grünberg fühlte mit seiner armen Schwester. Ach, war es ihm denn anders ergangen, als ihr? und hatte nicht auch er von allen Hoffnungen auf Lebensglück scheiden müssen, auf immer?

Mehr um Helena zu zerstreuen, als weil er wirklich daran glaubte, führte Grünberg das Gespräch auf jene Zeit zurück, in welcher ihn die Tante Silberstift aus Madame Blanchards Hause abholte, um ihn nach der Residenz zu führen.

Er erwähnte des Goldstückes, welches er immer um den Hals getragen, und wie die Tante zu Kunigunden gesagt: „Schade, daß die Hälfte, welche Röschen trug, verloren gegangen! Es bedeutet dieser Verlust dem armen Schelm Mißgeschick sein Leben lang — indem, einer uralten Sage nach,

nur dann dem Träger des Kleinod's Glück und Segen sprießen, wenn die beiden Hälften sich zu einem Ganzen einen."

„O, wie gern wollte ich sterben für Dein Glück, Leo," sprach Helena, des Bruders Hand an ihr Herz drückend.

„Du mißdeutest, was ich sagen wollte, theure Schwester," sprach Grünberg. „Ich wollte Dich darauf hinweisen, daß, der uralten Sage nach, jetzt unser Beider Glück beginnen müsse, da die beiden Hälften vereint sind und Du Dich nicht wieder von mir trennen wirst."

„Ich gestehe," sprach Helena mit trübem Lächeln, „das Glück wählt sonderbare Wege und beginnt damit, uns einen Abgrund voll bittern Schmerzes zu zeigen — doch, still davon —

Diese Tante Silberstift," fing sie, nach einer Pause sich gewaltsam zusammenraffend an, „diese Tante hat gewiß alle Verhältnisse unserer Familie gekannt. Was sagte sie Dir über unsere Eltern, Leo, theile mir Alles mit, ich weiß noch gar nichts davon."

„Das Fräulein Tante," fing Grünberg lächelnd an, „war gewiß ein gutes, doch in vielen Stücken

äußerst schwaches, ja lächerliches Wesen. Sie war Stiftsdame und dürften wir ihren Behauptungen glauben, so debutirten unsere Ur = Urältervâter schon als Großwürdenträger am Hofe des Königs Salomo, und unsere Ur = Urgroßmütter verträumten ihre schönsten Jugendjahre als Hofdamen der Königin Semiramis in deren schwebenden Gärten. Unsere gute Mutter war eine geborne Silberstift, ihre Mutter, des Präsidenten von Riesendom Schwester — da hast Du die Verwandtschaft.

Tantchen hatte sehr hohe Pläne mit mir, sie sah mich im Geiste erhaben, strahlend und als denjenigen an, der alle entschwundene Pracht und Glanz ihrer Familie zehnfach wieder über dieselbe bringen würde. Die gute Tante war arm, ich glaube sogar, sie war sehr arm. Ob unsere Eltern Vermögen besessen, erfuhr ich nie, so wie auch nimmer etwas Näheres über unsern guten Vater. So viel nur, daß ein Agent des Oheim's Riesendom uns zu Madame Blanchard gebracht, als ich noch nicht drei Jahre alt, du hingegen kaum sechs Monate zähltest. Riesendom zahlte das Kostgeld für uns, ob aus seinen Mitteln oder dem Nachlasse unserer Eltern, erfuhr ich nicht.

Als mich die Tante nach der Residenz brachte, hatten alle die reichen Verwandten taube Ohren für ihre Bitten zu meinem Besten. Endlich schlug sich eine Freundin unserer Mutter ins Mittel und brachte mich in das Haus des edeln, guten Pfarrers Wilmers, der mir ein liebreicher Vater ward.

Riesendom war, was ich jedoch erst später erfuhr, von unserm Vater zu unserm Vormunde ernannt worden, daraus geht hervor, daß unsere Mutter früher starb und des Vaters Verwandtschaft weder groß noch bedeutend sein konnte. Der reiche, geizige Vormund ließ es geschehen, daß Andere die Kosten meiner Erziehung trugen und endlich, da Niemand mehr für mich zahlte, der arme Pfarrer, arm und Vater einer zahlreichen Familie, sein karg zugeschnittenes Brod mit mir theilte.

Als ich später wie ein Lastthier in Riesendom's Hause arbeitete, pflegte er mir, wenn ich mißmuthig und ungeduldig ward, das Versprechen zu wiederholen, ich solle gewiß durch ihn einst ein reicher, vornehmer Mann werden, und daß es meines Vaters bestimmter Befehl gewesen sei, ich solle ein tüchtiger Rechtsgelehrter werden, weil ich allein dadurch zu hohen Ehren gelangen könne. „Was

Dir jetzt noch dunkel ist," pflegte er dann hinzuzusetzen, „wird Dir aus meinem Nachlasse hell werden."

Näheres vermochte ich niemals aus ihm zu bringen. Ueber Familienangelegenheiten sprach er nie und es mag Dir ein Beweis von seiner Unzugänglichkeit sein, daß ich, der ich drei Jahre lang, täglich, stündlich um ihn war, niemals auch nur durch die allerleiseste Deutung erfahren habe, daß ihm eine Gattin und Tochter lebe, und dies erst nach seinem Tode gehört.

Beider unerwartetes Auftreten brachte mich um die Erbschaft, auf welche mich der verrätherische Oheim vertröstet.

Halb vernichtet verließ ich die Residenz. Es zog mich hierher, nach Ungarn. Ich hatte ein Wesen aufzusuchen, dem ich die höchste, reinste Freude meines Lebens zu danken hatte. Die Freude nämlich, mich gegen guter Menschen Liebe dankbar erwiesen zu haben. Es war dies ein Begegnen, das in meine Knabenjahre fiel.

Später führte uns ein glücklicher Zufall wieder einander in den Weg — und eine thörichte Empfindlichkeit, deren ich mich noch heute schäme, ward

Veranlassung, daß der edle, wahre, offne junge Mann mich verkannte und — mir wie einem zudringlichen Bettler begegnete. O Helena, wie tief schmerzte mich dies Verkennen!

Mich in meinem wahren Lichte zu zeigen, wie ich bin und wie ich es damals gemeint, ihn, den ich hochachte und liebe, zu versöhnen, das war der eigentliche Zweck meiner Reise nach Ungarn und es machte mich glücklich, daß Simmern mich in der Gräfin Haus empfahl.

Ich mag Dir nicht leugnen, liebe Schwester, daß ich nebenbei diesen Ruf als einen Fingerzeig des Himmels betrachtete.

Jedenfalls sah ich als Privatsecretair der Gräfin Norris meine Existenz ehrenvoll gesichert und durfte hoffen, in dieser Stellung selbst anderer, geliebter Menschen Lebensbahn sorgloser gestalten zu können.

Du weißt indeß, theure Helena, daß Alles anders gekommen ist, als wir es erwartet. Wie die Sachen stehen, widert mich jede Belohnung an, welche mir die Gräfin für meine Mühen bieten könnte; — ich handelte ja nicht ihren Wünschen gemäß, zerstörte im Gegentheil ihre Hoffnungen.

Mein Zartgefühl sträubt sich, ihr Gold zu nehmen, wo ich ihr nichts dagegen zu bieten vermag."

„Ich fühle wie Du, Leo, und wohl kann ich es sagen, daß selbst dies," sie deutete auf ein reiches Schmuckkästchen, „mich beängstet, wiewohl nicht alles Geschenke von ihr sind und das meiste von meinem guten Großvater, dem Grafen Nicolaus wollte ich sagen, herrührt. — Dennoch würde ich es ihr gern wieder zustellen, fürchtete ich nicht ihr dadurch weh, vielleicht sehr weh zu thun. Doch sage, Leo, wer ist jenes Wesen, das Deines Lebens größte Freude schuf und um dessenwillen Du nach Ungarn gekommen? Du sprachst noch kein Wort mit mir darüber!"

„Auch wußte ich Dir in der That nur wenig von ihm zu sagen, da ich mich nur seines Taufnamens erinnere, den ich, ein sechsjähriger Knabe das erste und einzige Mal gehört."

„Und seit dieser Zeit erfuhrst Du nichts mehr von ihm? Sahst ihn nicht wieder? Und bei so geringem Anhalte kannst Du hoffen, ihn wieder zu finden, in einem Lande wie Ungarn ist!"

„Ich hoffe es," antwortete Grünberg zuversichtlich.

„Procop ist mein Vertrauter, ihm gab ich die nähere Beschreibung des jungen Mannes und Alles, was ich von ihm wußte und zum Theil an mir hatte, genau an —“

„Wie verstehe ich das Letztere,“ fragte Helena lächelnd. „Du gehst doch wohl nicht in seinen Kleidern einher?“

„Das nicht,“ antwortete Grünberg — „doch sein grüner Mantel mit seinem reichen Inhalte blieb in meinen Händen zurück, indeß er den meinigen zufällig oder absichtlich dafür mit sich nahm.“

„Nun, das wäre schon Etwas, was zu der Entdeckung der Person führen könnte,“ lachte Helena. „Ein grüner Mantel! Ich kenne wenigstens ein Dutzend Herren, die alle grüne Mäntel tragen.“

„Und dennoch dürftest Du den meinigen nicht kennen,“ sprach Grünberg mit einer kleinen Empfindlichkeit und Procop war glücklicher im Errathen, denn erst vor kurzen Stunden sagte er mir:

„Freuen Sie sich: Ihr Mathias ist gefunden!“

„Mathias,“ rief Helena überrascht! „Mathias? Großer Gott, wäre es denn möglich! Mathias?“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür

und zwei Herren, gefolgt von Procop, traten ins Zimmer.

Der ältere der Beiden nickte lächelnd dem jüngern zu, und sprach freundlich: „Nehmen wir es für ein gutes Anzeichen, daß unsere liebenswürdige Helena Dich herbeiruft, mein Sohn!“

Aber es schien, als sollten die Worte nur von Procop verstanden werden, die andern Drei waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie deren Sinn gefaßt.

Helena zitterte und erglühte. Sie stand wie verzaubert, ihr Auge starr auf den Jüngling gerichtet, den sie fliehen wollte, den sie zum letzten Mal gesehen zu haben glaubte und der jetzt wie vom Himmel gekommen vor ihr stand, schöner, herrlicher, denn jemals.

Mathias Blick schweifte von Helenen auf Grünberg. „Sie hier,“ fragte er überrascht, „und Sie — Sie der Bruder Helenens?“

Grünberg dagegen hatte Alles vergessen, er gedachte bei Mathias Eintritte nur des ersten Begegnens. Mit feuchtem Auge sah er auf den jungen schönen Mann und mühte sich, die Züge des Kna-

ben in dem männlichen Antlitze wiederzufinden, dann rief er bewegt:

„Mathias! O mein theurer Mathias! Ja, Sie sind es! Es ist das nämliche Auge, derselbe Blick, mit welchen der Knabe Mathias die arme Waise betrachtete, ihr liebkoste und seine Leckereien mit ihr theilte. — Und kann Mathias mir vergeben, wenn ein späteres Begegnen — —"

Mathias sank in Grünbergs Arme: „Es ist mein Gefährte vom Dampfboot," sprach er zu seinem Vater, dem ältern Herrn, gewendet, „wir fuhren von Tetschen bis Dresden mitsammen. — Aber — wie denn," fragte er, sich zu Helena wendend und deren Hand stürmisch fassend. „Wie denn? Ist dies Dein Bruder, Helena? Und Du gewiß und wahrhaftig seine Schwester?"

„So ist es, Weyódy," stammelte die Erschütterte.

„Weyódy?" rief jetzt Grünberg, Helenens andere Hand fassend.

„Mein Mathias wäre der Graf Weyódy?"

„Freilich, närrischer Mensch," antwortete Mathias. „Schreie nur nicht so, als ob es ein Un=

glück wäre, daß ich Weyódy heiße. Wußtest Du dies nicht?"

Grünberg blickte tief bewegt auf seine arme Schwester, die erbleicht, ihre Augen mit beiden Händen bedeckend, ins Sopha gesunken war. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, dann sprach er leise: „Und sie ist nicht die Tochter der Gräfin — sie ist meine arme Schwester!"

„Gut, daß Du mich daran erinnerst, Grünberg," sprach Mathias mit edler Offenheit. „Du bist jetzt diejenige Instanz, vor welcher ich meine Worte anbringen muß.

Ich liebe Deine Schwester, Grünberg! ich bete sie an. Sei mein Freund, mein Bruder, und gieb sie mir zum Weibe, wie sie mir früher verlobt war!"

Da erhob sich Helena und mit weicher, unendlicher Rührung, doch mit fester Stimme sprach sie:

„Nimmermehr, Weyódy! Dein Edelmuth hat die Oberhand gewonnen über den Verstand, und nimmer darf ich das Opfer annehmen, welches Du, verleitet durch den erstern, bringen willst.

Unsere Wege laufen fortan auseinander. Du, der reiche, mächtige Graf, der letzte Sprößling der edelsten, stolzesten Familie, Du darfst Dein Auge

nicht herabsenken auf ein armes, unbedeutendes Mädchen, wie ich jetzt dastehe.

Ich danke Dir, Mathias, Freund meiner Jugend, theurer, unvergeßlicher Freund, ich danke Dir, daß Du edel genug denkst, mir den süßen Trost zu geben, Du habest mich nicht verschmäht, da ich von der hohen Stufe herab trat, auf welche mich Andere, nicht ich selbst gedrängt. Aber wie tief das Verhängniß mich auch stellt, den Stolz vermag es nimmer aus meiner Brust zu reißen, den Stolz Deiner und meiner würdig zu handeln. Darum darf ich Dein Opfer nicht annehmen — und darum scheide ich von Dir! Mit blutendem Herzen zwar, doch fest.''

„Helena," sprach jetzt der ältere Graf Weyödy, des Mädchens Hand ergreifend. „Helena, Du kennst mich und hast mir oft gesagt, daß Du in schwierigen Lagen Deines Lebens keinem Menschen mehr Vertrauen schenken würdest, als mir, dem Vater Deines Verlobten, den auch Du stets wie einen Vater zu lieben vorgabst.

So höre denn mich, den Vater!

Wir wissen bereits, seit mehrern Tagen, daß Du nicht der Gräfin Tochter bist und — laß mich

Dir's gestehen, es ist mir lieb, daß Du es nicht bist. Wir wußten, daß Dein Bruder nicht nach Verdienst vom Schicksal begabt ward, — uns blieb nichts verborgen in Deinem neuen Verhältnisse. Und dennoch siehst Du uns hier, Helena, Deinen Mathias und seinen Vater!

Konnten wir aus einer andern Absicht kommen, als Dich zu bitten, uns anzugehören wie früher?

Du traust Mathias Worten nicht, Helena, weil er ein junger, feuriger Mann ist. So höre denn auf die Worte des ruhigen, besonnenen Vaters. Wir lieben Dich! Mathias hofft von Dir das Glück seines Lebens! Sei meine Tochter, Helena! Werde sein Weib! Und nimmer wollen wir fragen, ob der Name Grünberg älter oder jünger sei, als der Name Norris, verleiht doch Deine hohe Denkungsart ihm denselben Zauber, den sie jenem verlieh.

Mathias sank auf ein Knie vor Helenen, die weinend, wie um Schutz flehend, auf Grünberg blickte.

„O mein Gott, gieb mir Kraft," stammelte sie! Doch der Himmel schien diese Bitte nicht zu

hören, denn Helena fühlte sich immer schwächer werden, bis sie mit dem Rufe: „Mathias!“ in Weyódy's Arme sank.

„Dies macht mich unaussprechlich glücklich,“ sprach Grünberg am folgenden Morgen, des alten Grafen Hand mit Wärme drückend, als er beim gemeinsamen Frühstücksmahl sah, mit welcher zärtlichen Liebe Vater und Sohn Helena behandelten.

„Gestern noch fast der Verzweiflung preisgegeben,“ fuhr er fort, „sehe ich heute meiner guten Schwester Augen in Entzücken und Seligkeit strahlen. Eins ist jedoch nothwendig, und ich beeile mich, es Ihnen mitzutheilen, um Alles klar werden zu lassen zwischen uns. Widrige Verhältnisse nämlich,“ fuhr er fort, „und warum soll ich es nicht sagen? Der Eigensinn eines Mädchens, die ich nie gesehen, die sich jedoch in den Kopf gesetzt hat, mich mit ihrer Hand zu beglücken, nöthigten mich, um ihrem Andrängen zu entgehen, für eine Zeit den Namen Grünberg anzunehmen — Ich heiße nicht so — —“

„Mein Gott!“ rief Helena erschrocken. Aber

Mathias drückte ihre Hand an sein Herz und sprach fest: „Ruhig, Helena! Du wirst meine Gattin und wenn Du gar keinen Namen hättest.“

Erwartungsvoll sah der ältere Weyódy erst auf Grünberg, dann auf ein versiegeltes Schreiben, das ihm vor einigen Minuten ein Diener von Mlle. Innocenzia zugestellt hatte.

„Mein Name ist Leo, Freiherr von Tellerndorf,“ sagte Grünberg, sich verbeugend.

Mein Gott, was lag denn in dem Namen so Schreck erregendes?

Mathias zog den Arm zurück, der Helenens schlanke Taille umfaßt hatte, er sprang vom Sopha auf. „Tellerndorf!“ schrie er mit einer Stimme, vor welcher die Fensterscheiben bebten.

„Tellerndorf!“ rief auch der alte Herr überrascht.

„Was,“ nahm Mathias wieder das Wort, indem er den bestürzten Grünberg bei beiden Schultern faßte und ihn gegen das Licht kehrte. „Tellerndorf?“

„Ich begreife nicht,“ sprach Grünberg ernst — —

Aber die beiden Weyódy hörten ihn nicht. Sie lagen einander in den Armen und weinten und lach-

ten und öffneten nur die Arme um sich aufs Neue zu umschlingen und sich den Namen Tellerndorf zuzurufen.

Endlich riß der Vater mächtig an der Klingelschnur.

„Procop soll kommen,“ herrschte er den eintretenden Diener an, und bis dieser kam, trocknete er sich die nassen Augen und warf einen langen Blick nach oben.

Procop trat herein.

Helena stand ängstlich an Grünbergs Seite, der verlegen und finster zu Boden blickte.

„Alter,“ rief jetzt Weyódy mit zitternder Stimme. „Kennst Du Jemand, der lange verborgen unter dem Namen Tellerndorf gelebt?“

Procop faltete die Hände, „von Tellerndorf,“ wiederholte er, „O wollte Gott, meine alten Augen genössen jemals die Freude, den zu erblicken, den mein Herz so heiß ersehnt!“

„Er steht vor Dir!“ rief Mathias, auf Grünberg deutend.

Und gleichzeitig sprach der Vater:

„Neige Dich vor Deinem Gebieter, Alter.

Den wir suchten und nicht finden konnten, da er sich einen falschen Namen gab, kam selbst zu uns! O laß uns die Wege der Vorsehung preißen, die seine Schritte nach dem Hause seiner Väter leitete! „Sei mir gegrüßt, Neffe meines liebsten Freundes," sprach er, den staunenden Grünberg umarmend. „Nicht Grünberg, nicht Tellerndorf heißest Du — Du bist Leo, Graf von Norris! Dein Vater Gyula war Sandor, Graf Norris, der geraubte, um sein väterliches, reiches Erbe grausam betrogene Sandor!"

„Und Du, Helena," rief Mathias, die Geliebte an sein Herz drückend, „Du bist jetzt wirklich eine Norris, ohne der Gräfin Tochter zu sein, und siehst ein, wie thörigt es gewesen wäre, hättest Du Dich voreilig von mir getrennt."

„Aber wie ist denn das und woher wißt Ihr," fragte Grünberg, „und träume ich denn gewiß nicht? kann es denn sein und ist es auch wirklich?"

„Es ist," sprach Weyódy. „Seppi verrieth dem Grafen Nicolaus, daß Sandor oder Gyula, wie man ihn nannte, nach Apfelmus Tode, mit des Fürsten von X. Bewilligung den Namen des Gutes, welches Frau Liesel in jenem Fürstenthume

gekauft, angenommen hatte. Es war der Name Tellerndorf. Um in dem deutschen Lande nicht für einen Einwanderer gehalten zu werden, nannte er sich anstatt Gyula, Julius. Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter, die Letztere," Weyódy blickte bei diesen Worten, wie fragend, auf Helena, „die Letztere sagte man todt —"

„Sie starb nicht," fiel Grünberg rasch ein — „das arme Kind ward von dem Herzen ihres Bruders gerissen und für todt ausgegeben, indeß eine niedrige Seele sie verhandelte und Innocenzia sie an die Stelle der gestorbenen Comtesse Norris für eine bedeutende Summe kaufte und der Gräfin zuführte."

„Innocenzia?" fragte Weyódy, das früher empfangene Schreiben aufnehmend. „Ließ sie mir nicht sagen, sie halte es für ihre Pflicht, einen Betrüger zu entlarven, der sich kühn und vermessen an mich drängen wolle? Ich ließ sie abweisen und sie sandte mir eine Stunde später dies Schreiben!"

Er öffnete das Couvert, nahm mehrere Papiere daraus hervor und rief: „Ha, Rosa's Taufschein! Das trifft sich glücklich, hier steht es: Rosa Cäcilie von Tellerndorf!

So schwindet auch der letzte Zweifel! Innocenzia schalt Dich einen Betrüger, mein theurer Leo, und Helena, schreibt sie, könne nimmer Deine Schwester sein, da sie, wie aus vorliegenden Papieren ersichtlich, eine geborene Freiin von Tellerndorf sei, deren zufällige große Aehnlichkeit mit dem gestorbenen Kinde sie bewogen, die arme Waise an dessen Stelle zu setzen."

„Gott ist groß," sprach Procop. „Hundert Meilen weit ließ er die Betrügerin reisen, um daselbst ein Kind zu kaufen und es auf den Standpunkt zurückzuführen, von welchem eine räuberische Hand dessen Vater verdrängt."

„Aber," sprach Grünberg zu Weyödy. „Was sagte Ihnen Seppi noch mehr? Ich bitte, fahren Sie fort."

„Seppi wußte," fuhr Weyödy fort, „daß der Sohn Gyula's, Leo, in die Hände der Verwandten mütterlicher Seite gerathen war. Darum forschte ich vor Allem nach diesen und mußte zu meinem Leidwesen erfahren, daß die edle Stiftsdame von Silberstift sowohl als auch jener Minister, dem sie den Knaben zuführen wollte, gestorben seien."

„Wie erfuhren Sie den Namen der Tante?“ fragte Leo. „Es sind bereits zwölf Jahre, daß sie —“

„Zu Carl dem Großen sich begeben,“ ergänzte Weyödy lachend. „Doch, der Zufall führte mich auf ihre Spur.

Ich blätterte nämlich in meinem Reisetagebuche, um eine frühere Begebenheit zu berichtigen und, sieh da, mir fällt der Namen Tellerndorf in die Augen, der auf einem Blatte verzeichnet steht. Ich lese — lese weiter und jenes Abenteuer im Walde mit der alten Dame fällt mir ein, ich hatte ihren Namen angemerkt und glaubte jetzt zu wissen, wohin ich mich zu wenden habe.“

„So erinnerten Sie sich noch des verwaisten Knaben, den Sie so wohlwollend gütig behandelten?“ fragte Leo, gerührt des Grafen Hand fassend.

„Wohl,“ antwortete Weyödy, „und tausendmal habe ich es bereut, daß ich den Kleinen nicht damals in Güte oder mit Gewalt der dünkelhaften Tante abgejagt. Erst viel später erfuhr ich, welche Bewandtniß es mit dem Knaben eigentlich hatte und wer er war. Aber seine Spur war verschwun-

den, ich vermochte sie nimmer wieder aufzufinden, trotz allem Mühen."

„Und auch Du, Mathias," fragte Leo, „erkanntest mich nicht, als wir uns voriges Jahr auf dem Verdecke der Bohemia trafen? Ich muß sogar annehmen, daß Du mich völlig verkanntest, wenn die Verwechslung unserer Mäntel mehr als zufällig war."

„Ich kannte Dich nicht," sprach Weyódy, „und mag es nicht leugnen, daß Du mir gegen das Ende unserer Fahrt weit weniger gefielst als beim Beginn derselben; — ich mußte fast glauben, Du hieltest mich für einen Laffen, dem man Allerlei aufbürden könne; — ich trennte mich kalt von Dir, doch war die Mantelverwechslung rein zufällig.

Ich fand, als ich mich von Dir trennte, einen Landsmann, der noch am selben Abend einen Besuch auf einem Weinberg bei Loschwitz versprochen hatte, um folgenden Tags in Gesellschaft eines sich dort aufhaltenden Freundes eine Reise nach Weimar anzutreten. Der Wagen, der ihn nach dem Weinberge bringen sollte, wartete seiner an der großen Treppe der Brühlschen Terrasse, ich entschloß mich schnell, Fahrt und Reise mitzumachen, sah

Dich im Gespräch mit einem alten Herrn, ergriff daher meinen Mantel unbemerkt und entfernte mich, ohne mich von Dir zu verabschieden.

Erst am andern Tage, da ich bereits Dresden und Leipzig im Rücken hatte, bemerkte ich meinen Irrthum, ich sah, daß ich einen fremden Mantel anstatt den meinigen ergriffen hatte.

Was thut es? dachte ich. Wer in der Welt kann sich Sorgen machen, um solcher Kleinigkeit willen!"

„Kleinigkeit," wiederholte Leo; „Du ließest eine Brieftasche in dem Mantel zurück!"

„So?" fragte Mathias gleichgültig. „Ich meinte sie anderswo verloren zu haben."

„Dann freilich, bei dieser Gleichgültigkeit," sprach Leo, „waren meine Empfindlichkeit, ja ich kann sagen meine Demüthigung vor mir selbst ganz nutzlos. Du wolltest mich nicht kränken durch eine Gabe, die das Mitleid dem Armen zuwarf!"

„Ich verstehe kein Wort," sprach Mathias. „Rede deutlicher."

Leo zog eine Brieftasche aus seinem Busen hervor und reichte sie Mathias. „Nimm," bat er, „die darin befindlichen Banknoten brannten mir auf

der Seele! Ich liebte Dich und glaubte, Du müßtest mich verachten, da Du mir das Geld zuwarfst, nachdem ich Dir meine damals verzweifelte Lage im Weinrausche mitgetheilt hatte."

„Beim Himmel!" rief Mathias, „Du bürdest mir auf, woran ich nie gedacht; ich kann sogar beschwören, daß ich nicht gewußt, daß oder wie viel Geld sich in der Brieftasche befand.

Tante Thesi gab mir dieselbe, als ich im Vorübergehen ihr meinen Besuch machte, — sie entläßt mich nie ohne ein Geschenk und sprach dies Mal schlau lächelnd: „So Etwas ist zu gebrauchen auf Reisen!" Ich steckte das Präsent in meine Manteltasche, in der Absicht, die hübsche Gabe später unter meinem übrigen Gepäcke zu verwahren und muß gestehen, daß ich es zu thun vergaß. So blieb sie denn zusammt ihrem Inhalte in der Manteltasche stecken und kam in Deine Hand.

Hoffentlich, Freund, erkennst Du jetzt, daß ich unschuldig bin an Allem, was Dich gekränkt. Allein, jetzt erkläre Du mir.

Du weißt, ich sagte Dir, mir sei die schwere Aufgabe geworden, ein Jahr lang in der Irre herum zu kutschiren oder zu segeln.

Hier, meine theure Helena jagte mich in die Welt hinaus, um Licht zu verschaffen über Dinge, die sie, zwar wie ich jetzt einsehe, mit vollem Rechte, doch, wie ich damals glaubte, mit unzerstörbarem Eigensinn als wirklich behauptete und dennoch nicht klar durchschauen konnte.

Ich vermochte es nicht, ihren Wunsch zu erfüllen und frage Dich jetzt: Wie war es möglich, daß Du die Schwester in ihr entdecktest, da selbst Seppi, der Alles wußte, sie für todt hielt?"

Leo erzählte sein Begegnen mit Goldammer und wie ein glücklicher Zufall ihn nach jenem Häuschen geleitet, in welchem er seine frühesten Kinderjahre verlebt. „Sie mußte ja wohl mein liebes, kleines Röschen sein," fuhr er fort, indem er eine Kette von seinem Halse löste und die Hälfte eines goldenen Kreuzes hervorzeigte.

„Röschen trug als Kind die zweite Hälfte dieses Familienkleinods, von welchem Tante Silberstift erzählt, daß es noch aus den Zeiten Gottfried von Bouillon herrühre."

Graf Weyödy und Procop betrachteten mit freudiger Rührung die beiden Hälften des Kreuzes.

„Wunderbar," sprach der Erstere. „Gewiß

wunderbar und anbetungswürdig sind die Wege der Vorsehung!

Nicht aus den Zeiten der Kreuzzüge," sprach er dann zu Leo gewendet, „stammt dieses Kreuz, das die Tante fälschlich ein Kleinod ihrer Familie nannte. Es ist das Kreuz, welches Seppi in jener Nacht des Schreckens vom Tische der Gräfin Isabella Banfi nahm. Er hing es später dem geraubten Kinde um den Hals, wahrscheinlich, nein, gewiß ist es, daß es Gyula bei Eurer Geburt getheilt, aus einer dunkeln Ahnung, daß Ihr einst daran erkannt werden möchtet.

Ist es denn nicht höchst wunderbar, daß Innocenzia gerade Dich, liebe Helena, hierher führen mußte?"

„Und ist es denn weniger wunderbar," fiel Mathias ein, „daß gerade Leo unter Tausenden berufen ward, der Schwester Rechte zu vertheidigen? Und Ihr hattet," fragte er die Geschwister, „keine Ahnung, als Ihr Euch gegenübertratet, daß Ihr Euch so nahe angehört?"

„Als ich die Bilder in jenem Cabinette," antwortete Leo, „des Grafen Michael und seiner Gemahlin Isabella sah, da glaubte ich fest überzeugt

zu sein, Helena sei eine Norris. Die Aehnlichkeit ist unverkennbar."

„Ging es mir doch nicht anders," sprach Helena. „Ich konnte nimmer ergründen, warum Grünberg, den ich nie zuvor gesehen, mir so bekannt vorkam, bis ich eines Tages vor jenes Bild des Großvaters trat. Leo gleicht ihm außerordentlich!

Und hatte ich auch gleich nicht die mindeste Ahnung, daß er ein Abkömmling jenes verehrten Mannes sein könne, so erzeugte doch diese Aehnlichkeit ein schrankenloses Vertrauen in meiner Brust; — ich fühlte mich hingezogen zu dem Manne, der jenem hochverehrten Grafen glich und gekommen war, meine Rechte zu ergründen, zu vertheidigen, und ohne zu ahnen, daß mir ein Bruder lebte, vertraute ich ihm wie einem Bruder alle Geheimnisse meines Herzens.

Gewiß, es giebt ein Gefühl in uns, das uns den verwandten Geist ahnen läßt im ersten Moment, er möge vor uns treten in welcher Hülle es immer sei."

„Bis hierher wären wir wohl richtig," nahm der Graf Weyödy das Wort, „und ich zweifle nicht, daß Alles so ist, wie wir es wünschen und

auch zuversichtlich glauben. Dennoch dürfte es um Anderer willen nothwendig sein, noch mehr schriftliche Beweise beizubringen.

Ist Dir, lieber Leo, nichts, gar nichts aus dem Nachlasse Deines Vaters zugekommen? Nicht jene Krone und Kette, die durch Seppi in Gyula's Hände kam? Auch keine Zeile seiner Hand, die wir nützen könnten, um Deine Identität vor Gericht zu beweisen?"

„Nichts," antwortete Leo. Ich vermuthe, Riesendom habe Alles an sich genommen, da ihn mein Vater zu unserm Vormunde bestätigt hatte, wie ich jedoch erst später erfuhr."

„So müssen wir dorthin," sprach Weyódy, „und die hinterlassenen Papiere des Verstorbenen nachschlagen. Dies Nachsuchen dürfen seine Erben uns nicht weigern, da es Dein Glück gilt."

„Wird keine so weite Reise von Nöthen sein, gnädiger Herr Graf," fiel Procop ein.

„Herr von Simmern und die Erben des Herrn von Riesendom sind im Begriff, um die Ehre zu bitten, sich Ihnen Allen vorzustellen. Die Herrschaften sind vor einer halben Stunde hier angelangt und erwarten Ihren Wink, um einzutreten."

„Bravo!" rief Weyódy, „das trifft sich herrlich. So gehe denn, lieber Procop, und sage ihnen, daß sie mit Freuden erwartet werden und herzlich willkommrn sind."

Leo's Gemüth war mächtig erschüttert durch alle diese Erklärungen und die Veränderungen seines Geschicks, welche dadurch herbeigeführt wurden.

Wiewohl er kaum mehr zweifeln konnte, daß er wirklich des geraubten Sandors Sohn, wirklich also ein Graf Norris sei, so schien ihm doch Alles weit eher ein freundlicher Traum, als ein wirklich bestehendes Verhältniß.

Er sah sich von Weyódy traulich, liebevoll begrüßt, von Mathias mit brüderlicher Liebe umfangen, von Procop mit tiefer Verehrung und herzlicher Ergebenheit behandelt und fragte rechts und links jeden, der in seine Nähe kam:

„Aber ist es denn, kann es denn wahr sein und täuschen wir uns wirklich nicht?"

Der Eintritt des Herrn von Simmern, der

eine sehr hohe Dame einführte, brachte mehr Ruhe in die aufgeregten Gemüther und gebot Leo sich zusammen zu nehmen, um mit Würde vor die Fremde zu treten, in welcher er Frau von Riesendom zu sehen muthmaßte. Sie war es wirklich.

Procop flisterte während der Begrüßung Helena einige Worte zu, worauf dieselbe aufstand und leise unbemerkt das Zimmer verließ.

„Wir hoffen, Ihre Verzeihuug zu erringen, Herr von Tellerndorf,“ sprach Frau von Riesendom zu Leo, „daß wir Sie bis hierher, bis in den Kreis Ihrer Freunde verfolgen!

Es war dieß um so nöthiger,“ fuhr sie fort, „als wir Ihnen einige Erläuterungen über Dinge schuldig sind, die uns, namentlich meine Tochter Emilie, Ihnen in ein falsches Licht stellen könnten.“

Leo verbeugte sich. „Ich bewundere in Wahrheit Ihre Skrupel, gnädige Frau,“ sprach er lächelnd. „Wenn Sie vielleicht darauf anspielen, daß es Ihr verstorbener Gemahl, mein Oheim und Vormund, für angemessen fand, mich zu täuschen, so kann gerechtermaßen weder Sie noch Ihre Fräulein Tochter der geringste Vorwurf treffen und ich

bin gewiß sehr weit davon entfernt, es der Tochter zu verübeln, daß sie ihren Vater beerbte.“

„Wenn Sie auch gerecht genug sind,“ sprach Frau von Riesendom, „es anzuerkennen, daß meine Emilie völlig unschuldig ist an der Täuschung, welche Sie erlitten, so werden Sie auch zugeben, daß Ihr Benehmen gegen uns, die Schuldlosen, nicht der Art war, uns ein versöhnliches Gemüth in Ihnen vermuthen zu lassen. — Sie haben, insonderheit meiner guten Tochter, viel und tiefen Kummer verursacht, Herr von Tellerndorf. Wir hätten Sie so gern geliebt — so gern mit Ihnen getheilt! ja Ihnen Alles gegeben,“ fuhr Frau von Riesendom sehr weich fort, „Sie aber verschmähten es, die Tante, welche Sie liebte, die Cousine, welche nur einen Wunsch im Leben hatte, den Wunsch nämlich, Sie glücklich zu wissen, von Angesicht zu Angesicht zu sehen! — Sie flohen vor uns!

Und dennoch konnte es Ihnen nicht unbekannt sein, daß in meines Mannes Büreau sich Papiere befanden, die nach seinem Tode allein in Ihre Hände übergehen durften!

Meine gute Emilie war trostlos, Sie nirgends

zu erspähen und ein guter Engel war es offenbar, der uns zu dem vortrefflichen Manne hier, dem Herrn von Simmern, leitete, und uns ermuthigte, ihm Alles zu vertrauen. Er wußte Ihren Aufenthalt und rieth uns, die Reise hierher zu unternehmen, um Ihnen selbst zu überbringen, was wir unter dem Nachlasse Riesendoms für Sie gefunden."

„Sie sind jedenfalls gütiger gegen mich, als ich es verdiene, gnädige Frau," sprach Leo mit Erröthen. „Ich will es nicht leugnen, daß in den letzten Worten des Herrn von Riesendom etwas für mich lag, das mir ein Zusammentreffen mit seiner Tochter überaus peinlich machen mußte und ich es vorzog —"

„Ich weiß," fiel Frau von Riesendom schnell doch mit ruhiger Gelassenheit ein. „Riesendom wünschte, Sie möchten seine Tochter heirathen, um in den Besitz der Güter zu kommen, die er seinem Kinde nicht entziehen durfte, Ihnen aber versprochen hatte."

„Ihre Offenheit, gnädige Frau," sprach Leo, „ermuthigt mich zu gleichem Betragen. Mein Herz war nicht mehr frei zu jener Zeit, und nimmer hätten Reichthum oder höherer Rang mich bestimmen

können einem Mädchen zu entsagen, die schon meinen ersten Jünglingsjahren ein holder Genius stillen Friedens, himmlischer Freude und des seligsten Glückes war.

O Madame, Sie müßten mich verachten, wie ich es selbst thun würde, könnte ich es jemals vergessen, wie dies schuldlose, gütige Wesen einst ihr einziges, jedenfalls ihr werthvollstes Eigenthum, das reiche Geschenk einer Pathe in die Hände des armen Jünglings legte, um ihn vor Mangel und Sorge zu schützen!

Wie jenes kostbare Armband, würde sie ihr Leben für mich geopfert haben! Und ich hätte dies jemals vergessen sollen — vergessen können?

Ich vermied ein Zusammentreffen mit Fräulein Emilie, allein aus dem Grunde, um keine Veranlassung zu dem Glauben zu geben, ich könne jemals den Wünschen Riesendom's gemäß handeln.''

„Und jenes Mädchen? O Tellerndorf, lieber Neffe, verzeihen Sie der Tante die unbescheidene Frage,'' sprach Frau von Riesendom mit sichtbarer Bewegung. „War sie vielleicht die Gespielin Ihrer Kindheit? Hieß sie vielleicht Emmy? Emmy, die Sie bei dem Pfarrer Wilmers kennen gelernt?''

„Woher wissen Sie?“ fragte Leo verwirrt.

„Woher?“ rief Frau von Riesendom in Thränen ausbrechend.

„Von ihr selbst, von Emmy selbst, die Sie liebt und, o Gott, wie sehr, wie innig! Aber, Tellerndorf! Sie müssen das meiner Tochter selbst sagen! Nimmer würde sie es jemand Anderm glauben. Sie ist hier. Emilie!“ fuhr sie fort, nach der Thür eilend.

„Komm, meine Tochter! und höre von ihm selbst, daß er das reiche Fräulein von Riesendom verschmäht um seiner armen, kleinen Emmy treu zu bleiben!“

Helena trat herein und zog ein holdes, hocherröthendes Mädchen nach sich, die der freudig lächelnden Führerin nur widerstrebend folgte, und leise erbebend das große Auge zu Boden senkte.

Wohlgefällig ruhten die Augen der beiden Weyódy auf dem unendlich reizenden Wesen. Leo hob den finstern Blick, um die Tochter Riesendoms kalt zu begrüßen. — Aber es durchzuckte ihn wie glühender Freudenstrahl. Das Roth eines unnennbaren Entzückens überflog seine Wange. „Emmy!“

rief er. „O mein Gott, Emmy! Süßes, unendlich theures Wesen!

Und ist es denn abermals kein Traum, der mich Glücklichen heute beschleicht und mich Götterwonnen ahnen läßt? Bist Du es wirklich, Emmy?"

Frau von Riesendom setzte mit wenig Worten auseinander, was der Leser schon errathen haben wird, nämlich, daß sie, als sie sich von ihrem Gemahle getrennt, ihre Tochter dem Pfarrer Wilmers übergeben habe mit der Bitte, sie seinen Kindern gleich zu erziehen und Niemand zu entdecken, daß die kleine Emmy nicht auch sein Kind sei.

Sie selbst, Frau von Riesendom, zog zu ihrem Bruder auf das Schloß Rothenburg, einige Stunden entfernt von des Pfarrers Wohnorte, ward von den Landbewohnern nur die Burgfrau von Rothenburg genannt und galt allgemein für die Pathe der kleinen Emmy.

Nach ihres Bruders Tode und erst, als sie zu ihrem Gatten nach Töplitz reiste, nahm Frau von Riesendom Emmy mit sich dahin und entdeckte dem Mädchen, daß sie ihre Tochter, mithin ein Fräulein von Riesendom sei.

Emmy vertraute dagegen ihrer Mutter die

Geheimnisse ihres Herzens an, und daß sie Leo über Alles liebe.

Dies Geständniß des Mädchens, welches die Mutter ihrem sterbenden Gatten verrieth, erleichterte ihm seine letzten Augenblicke, indem es sein Gewissen beschwichtigte. „Leo soll meine Tochter heirathen," sprach er, „so bin ich meinem Kinde wie ihm gerecht. — Gebt ihm, jedoch nur in seine Hände, das Päckchen Schriften, das Ihr in meinem Schreibtische, mit seinem Namen bezeichnet, finden werdet. — Sagt ihm, es sei der Nachlaß seines Vaters und könne ihm einst wichtig werden! er solle mir vergeben, daß ich ihn nicht eher damit bekannt machte! ich hatte ihn lieb und fürchtete ihn zu verlieren, wenn ich ihm die Papiere früher gäbe, als nach meinem Tode!"

Riesendom war todt. — Er hatte Emmy als die Braut seines Neffen gesegnet. „Ich," fuhr Frau von Riesendom fort, „habe stets nur einen Wunsch auf Erden gekannt, es war der, mein Kind glücklich zu sehen. Allein, bei aller Natürlichkeit ihres Gemüths, spukte dennoch ein kleiner Hang zum Romantischen in Emmy's Köpfchen. Sie wollte des geliebten Leos Liebe prüfen und er=

fahren, ob er der armen Emmy wahr und treu zugethan sei, oder aber sich durch Glanz und Reichthümer wankend machen lasse. Darum behauptete sie hartnäckig ihren Namen, Emilie von Riesendom und suchte den jungen Mann unter diesem Namen sich selbst abspenstig zu machen."

Wir wissen, daß Leo seiner ersten Liebe treu blieb und haben es allein der Lebhaftigkeit Simmerns zu danken, daß die Masken, in welche die Liebenden sich gegenseitig hüllten, schon jetzt und so plötzlich sanken, um das freudige Erkennen herbeizuführen.

Sein rascher, freundlicher Eifer fand die schönste Belohnung in dem Glücke zweier Personen, die, ohne ihm durch die Bande des Blut's anzugehören, dennoch vorzugsweise theuer und lieb waren.

Jetzt jedoch erinnerte er die Glücklichen an das Päckchen, welches Emmy aus ihres Vaters Nachlasse für ihren Freund mitgebracht habe, und Weyödy trat näher zu Leo und bat:

„Oeffne, Freund! lies und gieb uns schnell die völlige Gewißheit! Procop hat das Mahl im Cabinette der Gräfin Isabella von Norris angeordnet. Vor ihrem und Graf Michaels Bildnissen wollen

wir die letzten Sprossen ihrer Familie begrüßen und auf das Wohl eines neuen, unvergänglichen Blühens des edeln Stammes das erste Glas, fröhlich, im traulichen Beisammensein, leeren!"

Leo öffnete die Siegel mit zitternder Hand.

Da rollte die grün und goldglänzende Schlangenkette hervor, mit den Buchstaben J. B. und das Demantkrönchen mit den neun Perlen — und daneben lag das Battist-Schnupftuch und alle die vergelbten Blätter, von Frau Liesels Hand beschrieben.

Und ein vollständiges Tagebuch Gyula's, das vor Allem die Bemerkung enthielt, daß seine eigene Hand das goldene Kreuz getheilt, um jedem seiner Kinder eine Hälfte davon um den Hals zu hängen, da der Fremde, der früher Frau Liesel besucht, auch einst zu ihm gekommen sei, um ihm zu sagen:

„Er solle seinen Kindern die Mittel hinterlassen sich kenntlich zu machen, indem ihnen ein großes Glück nicht entgehen dürfe, das man ihm grausam geraubt."

Er habe endlich das Annähern seines Todes gefühlt und den Herrn von Riesendom gebeten, die Vormundschaft über seine Kinder zu übernehmen,

das Gut Tellerndorf zu verkaufen und von dem Erlös die Kosten einer sorgfältigen Erziehung seiner Kinder zu bestreiten, seinem Sohne aber nach erlangter Großjährigkeit diese Schriften zu übergeben.

„Du bist es!“ rief Weyödy, den tief bewegten Leo in seine Arme schließend.

„Du bist es!“ jubelte auch Mathias, die sanftweinende Helena an seine Brust drückend. „Du bist es! und das Haus Norris ersteht zu neuem Glanze.

Aber: Wer und was war die Veranlassung, daß dieser so vielfach verschlungene Knoten sich so schnell und so freundlich löste?“

„Vielleicht ich?“ wisperte Simmern, sich lächelnd in den Kreis der sich freudig Umschlingenden drängend.

„Oder die Bilder der Großeltern,“ lispelte Helena, „die uns auf die gegenseitige Aehnlichkeit aufmerksam machten.“

„Am Ende Innocenzia, die Dich raubte,“ fiel Weyödy ein, „und Dich hierher führte.“

„Nichts von Allem diesen,“ rief Leo. „Dein

grüner Mantel allein, Mathias, war der Freudenstifter. Hättest Du mir denselben nicht gelassen; nimmer wäre mir vielleicht die Idee gekommen, nach Ungarn zu reisen! Nimmer hätte ich dann die Schwester lebend, blühend und schön wiedergefunden, die ich längst als todt betrauerte. Der grüne Mantel allein führte mich zu einem Glücke, das ich erst spät werde begreifen lernen, in seiner ganzen, reichen Ausdehnung."

„O dann, Heil meinem grünen Mantel!" rief Mathias. „Ich will ihn fortan mit wahrer Ehrfurcht betrachten und gleich einer Reliquie heilig halten! Verdanke ich ihm doch das höchste Glück meines Lebens, den Besitz meiner Helena."

„Und ich, o, wie will ich ihn lieben," lächelte Helena. „Gesegnet sei doch der liebe, grüne Mantel!"

Da riß Procop des Zimmers Thüre auf und streckte den weißen Kopf herein. „Die Tafel ist servirt," sprach er und den ältern Weyódy anblickend, fragte er: „Darf ich?"

Weyódy nickte bejahend.

Alsobald schmetterten Trompeten und Pauken wirbelten und der Jubelruf aller im Vorzimmer ver-

sammelten Diener ertönte und Procop rief, lauter denn Alle, sich tief verneigend vor Leo:

„Heil unserm theuern, jungen Gebieter! Heil dem Grafen Leo Norris! Hoch! und abermal Hoch!“

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

In demselben Verlage ist erschienen:

Kathinka.

Ein Roman

von

Louise Otto.

Zwei Bände.

Ein deutsches Originalwerk von ausgezeichnetem Werthe. Die Charaktere sind mit vortrefflicher Haltung gezeichnet; die Verwickelung ist keine unnatürliche, sondern das Ganze schreitet mit einer solchen Einfachheit fort, daß die Wahrheit des Erzählten so glänzend hervortritt, als in irgend einem klaren Geschichtswerke. Die Sprache bewegt sich in den Gränzen edler Natürlichkeit gleich weit entfernt von hochtrabenden Floskeln, wie von niederer, gemeiner Sprachweise. Und vom Anfang bis zum Ende herrscht in diesem Buche ein Streben nach Reinheit der Sitten, ein erhabenes Gefühl der Humanität, wie es selten in derartigen Werken zu finden ist.

Früher ist von demselben Verfasser erschienen:

Schloß Lilienhof

oder

die nordischen Flüchtlinge.

Von

St. Nelly.

Zwei Bände.

Der freundliche St. Nelly führt in diesem Werke den Leser in ein weniger bekanntes Land, und verdient eben deshalb unsern besten Dank. Es ist das Leben der hohen russischen Noblesse zur Zeit der zweiten Katharina, wie es damals im Innern ihrer Marmorpaläste, nur selten der Außenwelt sichtbar werdend, sich gestaltete; es ist gleichsam eine Probe, die er uns giebt, von den grauenvollen Dingen, die das vorige Jahrhundert in den reizenden Boudoirs und in den unnatürlichen Kerkern der Schlösser des russischen hohen Adels geschehen sah. Aber mit welcher Kunst weiß der Verfasser das Schrecklichste mit den lieblichen Kränzen innigster Freundschaft, treuester Liebe, edelster Hingebung auszuschmücken! Wie gräßlich die That ist, welche vollbracht wird, ebenso herrlich und groß zeigt sich auf der andern Seite die Tugend der edlen Dulder, und man drückt im Geiste dem edlen Verfasser dankbar die Hand, daß er die Sache zu einem wahrhaft beseligenden Ende hinausführt. Das Schloß Lilienhof ist unbedingt das Ausgezeichnetste, was St. Nelly noch geliefert hat.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stricker, Caroline

Die Rückkehr ins Vaterhaus

Bd.: 2

Leipzig (1844)

P.o.germ. 1004 pf-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115500-0